Januar 1949



DER MARIENBOTE



Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

17. Jahrgang | Januar 1949, North Battleford, Sask. | No. 4

In jenen Tagen

In jenen Tagen erging ein Befehl wom Kaiser Augustus, das ganze Reich aufzuzeichnen. Dies war die erste Aufzeichnung; sie fand unter Cyrinus, dem Statthalter von Syrien, statt. Alle gingen hin, um sich einschreiben zu lassen, ein jeder in seinen Heimatort.

So zog auch Joseph von Galiläa aus der Stadt Nazareth nach Judäa hinauf in die Stadt Davids, die Bethlehem heißt, um sich mit Maria, seiner Angetrauten, die Mutter war, aufschreiben zu lassen. Er stammte nämlich aus dem Hause und dem Geschlechte Davids. Während sie dort waren, kam für sie die Zeit, da sie gebären sollte. Sie gebar ihren erstgeborenen Sohn, wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; in der Herberge war nämlich kein Platz für sie.

In jener Gegend hielten Hirten auf freiem Felde Nachtwache bei ihrer Herde. Da stand auf einmal ein Engel des Herrn vor ihnen. Die Herrlichkeit Gottes umstrahlte sie; und sie fürchteten sich sehr.

Der Engel aber sprach zu ihnen: „Fürchtet euch nicht! Seht, ich verkünde euch eine große Freude, die dem ganzen Volk zuteil werden soll: Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, Christus der Herr. Und dies soll euch zum Zeichen sein: Ihr werdet ein Kind finden, in Windeln gewickelt in einer Krippe liegend.“ Plötzlich gesellte sich zu dem Engel eine große himlische Heerschar, die Gott lobte und sprach: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind!“

Dies und Das

Mit frommen Gottesgruß an alle Marienboteleser tritt der Marienbote ins neu Jahr. Fast möchte er mit den Weihnachtsengeln in jedes Haus kommen und jubeln: „Seht, ich verkünde euch eine große Freude! Christus ist uns geboren, der Herr, aus dessen Händen liebe Erlösung kommt!'"

Liebe Erlösung kommt uns von Ihm. Lahme gehen, Blinde sehen, Aussätzige werden gesund, Tote kehren zurück zum Leben. So hat der Heiland es einmal dem Johannes, dem büssenden Täufer, sagen lassen.

Gibt es wohl eine freudigere Botschaft als diese? Von Blindheit geschlagen ist unser Geschlecht. Auf den Wegen der Liebe und der Gerechtigkeit sind wir lahm geworden. Taub sind unsere Ohren dem Geschrei der Geplagten gegenüber, und voller Aussatz ist die Welt. Es kann ja doch nicht mehr lange so weiter gehen. Weder mit uns noch mit den anderen. Wie aber kann man es zum Besseren umschwingen? So daß endlich einmal alle Tränen vertrocknen und alle Gerechtigkeit kommt?

So einfach, so bitter einfach ist doch die Antwort auf diese Frage. Durch Jesus kann Gesundheit kommen den Tauben, den Blinden, den Lahmen und den Aussätzigen am Geiste — wenn sie nur wollen Wenn wir alle nur wollen!

Aber das Wollen, das ist es eben. Wer von uns will nachgeben im Streite mit seinem Nachbarn? Wer von uns will sagen: „Ich war unrecht!"? Wer will mit noch Aermeren seine eigene Armut teilen? Und wer will ganz, aber auch ganz und ununterbrochen seinen Gott lieben? Und das Ebenbild Gottes in seinem Feinde?

Diese kleinen Dinge, das sind die Schlüssel Jesu Christi, die das große Tor zur Erlösung von allem Uebel in der Seele und in der Welt öffnen können.

Wie oft haben wir das doch schon gehört. Wir kennen es bereits auswendig. Wir hören es immer noch gerne — wenn es uns von den Kanzeln der Kirche gesagt wird. Sonst aber wird es langweilig. Steht es in der Zeitung gedruckt, dann ist es gar schon viel zu fromm und garnicht in die Welt passend. Es gehört, so meinen wir, in die Kirche und in die Seele, nicht aber dorthin, wo das Weltliche beginnnt. Das Weltliche mit seiner wichtigen Tagespolitik, mit seinen Wirtschaftsplagen, mit seinen Kämpfen und Sorgen und Lichtern und Lustbarkeiten.

Wie lange wird die Welt noch so denken? Wie lange werden wir noch diese trübe Weihnacht weiterfeiern, die voller Essen ist und voller Trinken und Freunde, arm aber, so furchtbar und fast so gotteslästerisch arm an der Liebe, die von oben kommt und aus begnadeten Herzen in alle Welt hinausfliessen sollte?

Hätten wir doch nie die große Sorge um die Gnade Gottes in unseren Herzen vergessen. Hätten wir doch nie diese Sünde begangen. Diese Sünde, die wir garnicht einmal als Sünde betrachten!

Wundern wir uns, daß die Weihe der stillen, heiligen Nacht garnicht in unsere Herzen hinein will? Daß es trotz aller schönen Weinachtspredigten und Weihnachtslieder von der großen Erlösung Jesu Christi nach jeder Weihnachtszeit genau so verwirrt — und gar wohl noch verwirrter! — in der Welt, in unseren Häuseren und in unseren Herzen zugeht wie sonst?

Christus ist halt machtlos in uns geworden, weil wir Ihn immer wieder machtlos machen. Ohne unseren guten Willen tut Er einfach nichts. Er ist da, und mit Ihm alle Erlösung. Wir aber sind nicht da.

Die allergrößte Not des Meschen ist seine Sünde.

Gehen wir doch wenigstens mit dieser Not um diese Weihnachtszeit zum Heiland hin. „Herr, ich habe gesündigt, und es plagt die Schuld mein Gebein. Herr, bei Dir ist Hilfe. Auch Hilfe aus dieser Not. Laß es Tag in mir werden — hilf mir, Dich wieder zu suchen, zu finden alle Tage meines Lebens."

Wolle der Herr uns dieses Gebet als sein Weihnachtsgeschenk eingeben. Gesundheit, Wohlergehen, Freude, Reichtum — alles das wünscht der Marienbote seinen Lesern ja aus ganzem Herzen. Was er eber an ganz besonderen Weihnachts- und Neujahrwünschen für seine Leser hat, spricht er aus, indem er sagt: Wolle das Kind der Krippe euch allen, liebe Leser, die Gabe einer ganz neuen Frömmigkeit, die Stand hält in Leid und Weh, in Nacht und in Finsternis.

Alle möge euch segnen der allmächtige Gott Vater und Sohn und Heiliger Geist. Und dieser Segen möge mit euch sein während des ganzen Jahres des Herrn 1949 und bis in Ewigkeit.

— —

—

Der Marienbote hat während der letzten Monate ziemlich viel Unruhe erregt. Er kam sehr unregelmäßig. Manche Lesern meinten, der Marienbote sei bereits gestorben.

Der Umzug von Regina nach Battleford hat uns sehr viel Sorgen bereitet. Es ging nicht alles so, wie wir es uns gewünscht hatten. Im November konnten wir keinen Marienboten herausgeben. Dafür kam im Dezember eine Doppelnummer. Nun ist bereits die Januarnummer bei euch. Wir bitten alle unsere lieben Leser um freundlichste Entschuldigung.

Von nun ab wird der Bote wieder regelmäßig erscheinen. Damit jeder unsere Pläne weiß, möchten wir auch gleich heute angeben, daß der Marienbote nicht am ersten, aber am fünfzehnten Tage eines jeden Monats erscheint. Der Februarmarienbote wird also am fünfzehnten Februar, der Märzmarienbote am fünfzehnten März usw. kommen.

Von diesen Monat ab erscheint auch unsere neue, ganz englische Monatsschrift „Our Family" Wollte auch dieses Blatt freundlich bei unseren Katholiken aufgenommen werden.

Wir sehen heute schon, daß das Blatt „Our Family" weit größere Verbreitung findet als der Marienbote. Die Mehrzahl der Katholiken liest eben englisch. Das ist eine Tatsache, die wir nicht mehr übersehen können. Immer mehr unsere guten, alten, deutschsprechenden Katholiken gehen zum Herrn hinüber. Und jedes Mal, wenn einer stirbt, wird der Marienbote abbestellt und um ein ganz deutsches Blatt gebeten. Wie lange wird der Marienbote noch so viel Leser haben, daß es sich wenigstens etwas bezahlt, die Herstellungskosten aufzubringen? Eigentlich sollte der Marienbote noch garnicht in Gefahr zu sein. Es gibt doch immer noch genügend deutschsprechende Katholiken im Lande. Wir sollten immer noch wenigstens ein paar Tausend Leser haben. Und doch ist die Leserzahl bei weitem nicht so groß, wie sie es sein könnte.

Halten wir dem Marienboten unsere Treue. Mit ihm steht oder fällt das letzte Stück katholischer Geistesarbeit deutscher Sprache unseres Landes.

Wolle der Herr das neue Marienbotenjahr 1949 segnen und beschützen.

Der Schriftleiter

Der Mann vor Gott

Es gab einen Mann, dem Christus selber ein herrliches Lob spendete. Dieser Mann war Johannes der Täufer. Von ihm sagt Christus: er sei kein Schilfrohr, das sich im Winde dreht, er sei kein Mann in weichlichen Kleidern. Unter denen, die vom Weib geboren sind, ist keiner größer als Johannes.

Er hat dieses Lob verdient. Mutig und klar war sein Wort. Unerschrocken sein Auftreten, auch vor dem König, dem niemand es wagte zu sagen: es ist dir nicht erlaubt! Johannes wagte es. — Bis zum Einsatz seines Hauptes.

Der Mann ist in nichts herrlicher und imponierender als in treuer Stärke. So war es immer. So muß es auch heute wieder sein.

Es ist leider zu beklagen, daß die Männer als Christen oft versagen. Es fehlt ihnen die Treue zum Glauben, der Mut zum christlichen Leben vor aller Welt.

Ein Reisender bewunderte den einzigartigen Dom in Mailand. Er fragte einen Mailänder, der ihm alles zeigte: „Warum baut ihr Italiener heute keine so herrlichen Kirchen mehr?" Worauf der sagte: „Wir haben keine Männer mehr!" Er wollte sagen: Ein solches Werk braucht Männer mit Opferkraft, Entschlossenheit und gläubigem Sinn.

Die Welt steht vor einem Neubau. Er wird nur gelingen, wenn ihn rechte Männer bauen. Männer, die aus Gott leben und das Leben meistern.

Wer ist ein Mann?
Wer glauben kann!
Wer ist ein Mann?
Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut.

Solche Männer müssen wieder erstehen. Dann wird es besser. Die Männer müssen ihr Recht und ihren Platz in der Kirche wieder behaupten. Sich nicht weiter von dem weiblichen Geschlecht verdrängen lassen. Männerstimmen müssen wieder den tragenden Ton geben im Kirchengebet und -gesang.

Die Männer müssen wieder die Form des christlichen Lebens bilden. Sie sind ja durch die harte Schule des Lebens gegangen, haben gesehen, wie das von Gott losgerissene Dasein ein Elendszustand geworden ist. Sie müssen durch die harten Schläge der Zeit nun noch härter werden in ihrer Ueberzeugung:

Gott ist der Herr auch unserer Zeit!

Männerfäuste müssen den Schaft des Kreuzes hart umklammern; dann braucht's nicht mehr, daß sie den Gewehrkolben und den Granatenstiel zum Verderben anpacken müssen.

Christliche Männer, auf zu Gott und rettet die Welt! K.

Zum Neuen Jahre

von Johannes Hatzfeld



Woran liegt es wohl, daß die meisten Menschen mit so viel Lärm und Gejohle Silvester feiern? Ich glaube, sie haben Angst. In der Tat ist ja auch ein neues Jahr etwas Dunkles und Unheimliches. Mit einem gewissen inneren Zittern nur nimmt der Mensch das Geschenk eines neuen Jahres entgegen, weil er dies Geschenk mit verbundenen Augen hinnehmen muß. Er ist zudem von allzu vielen Jahren, die er mit frohen Hoffnungen begrüßte, elend betrogen worden. Also hat sein Argwohn Grund. Eine Zeitlang hat er geglaubt, er könne mit Menschenarbeit und Menschenkraft das goldene Zeitalter herbeizwingen. Der Traum ist ihm gründlich zerschlagen worden. Er weiß heute, daß das „Wie" des neuen Jahres nicht in seiner Hand liegt.

Bedenkt man das recht, dann sieht man erst, wie kläglich die Lage ist, in der sich der Mensch dem neuen Jahre gegenübersieht. Es wird so kommen, wie ein **Anderer** es will, und nicht, wie er es sich wünscht, und ob es gut oder schlecht kommt, lieb oder leid, er kann nichts dran ändern Höchstens kann er sich , wenn ihm weh geschah, nachträglich ein linderndes Pflaster auflegen.

Das ist aber doch ein ganz unzuträglicher Zustand, meinst du. Da hast du nicht unrecht. Denn der Mensch ist dazu geboren, etwas zu meistern und an allem, was ihm entgegentritt, seine Kraft zu erproben. Er findet sich, wenn ihm sein Haus abbrante, in dem Augenblicke wieder, wo er die Trümmer aufräumt. Er verzweifelt aber in demselben Augenblicke, wo er gar keine Möglichkeit des Handelns mehr sieht.

Die Frage ist also, was das neue Jahr angeht, ob uns denn nichts aus dieser niederdrückenden Seelenhaltung retten könne. Wenn denn das „Wie" des kommenden Jahres einmal feststeht, kann denn nicht wenigstens das „Was" unseren Drang zum Wirken und Meistern ein Türlein offen lassen?

In der Tat, hier ist ein Ausweg. Alle Jahre schreibt die Kirche über den Eingang des neuen Jahres groß den Namen „Jesus". Und was das neue Jahre wird, das hängt davon ab, ob wir dieses Sinnbild verstehen, und ob wir die Afforderung, die darin liegt, für uns ernst nehmen wollen.

Der Name „Jesus" ist der Name dessen, der von sich sagen konnte: „Vertrauet, ich habe die Welt überwunden!" Wodurch überwand er die Welt? Nicht dadurch, daß er Freud' und Leid aus dem Wege ging (es hätte ihm freigestanden, das zu tun), auch nicht dadurch, daß er sie einfach über sich ergehen ließ, sondern dadurch, daß er beide nicht Herr werden ließ über sich. Weder konnte die Freude ihn oberflächlich noch das Leid ihn verzweifelt machen. Ob er inmitten eines grellen Freudentaumels in Jerusalem einzieht, oder ob er, von der Kelter des Leidens zerschroten, am Kreuze hängt, er bleibt der, der er ist, und beides dient ihm dazu, den gewaltigen Bau seines vorbildlich großen Lebens aufzuführen.

Daraus versteht sich von selber, was es heißt, im Namen Jesu ins neue Jahr gehen. Das bedeutet nicht ein süßliches Sichselbsteinlullen mit diesem Namen. Ach, es ist wahr, daß sich so manche Christen mit einer weinerlichen, mit unrecht sogenannten Ergebung behelfen, die nicht um ein Haar besser ist als der Fatalismus eines Muselmannes. Das ist nichts anderes als ein scheues, dem Kampf um der Verantwortung Ausdemweggehen, für das man aber keinerlei Recht hat, sich auf den Namen Jesu zu berufen. Der Name Jesu will ernst genommen sein, und man tut ihm Schande an, wenn man ihn zu fauler Frömmelei mißbraucht. Er ist etwas Gewaltiges und Starkes, das nur die in den Mund nehmen dürfen, die den Mut zum Mute haben, wie jene Blutzeugen der Urzeit ihn hatten, wie die Märtyrer von Mexiko, Rußland und Spanien in unseren Tagen ihn hatten, die im Namen Jesu zum Rich-

Das Brot der Heimat

Skizze von Maria Scherrer.

Hans Imhof, ein junger Techniker, stand am Telephon und horchte angestrengt auf die Stimme, die am andern Ende des Drahtes eindringlich auf ihn einsprach:

— „Sie müssen den Vertrag heute noch unterschreiben, die Sache duldet jetzt keinen Aufschub mehr. Was überlegen Sie noch. Senden Sie ihn unterzeichnet noch diesen Abend per Eilpost an meine Basler Adresse ab. Keine Firma in der Schweiz kann Ihnen bessere Bedingungen stellen und schönere Zukunftsmöglichkeiten bieten! Wir verlangen nichts, was Ihr Gewissen belasten könnte. Daß Sie sich unsern politischen Verhältnissen so weit möglich anpassen müssen, versteht sich von selbst; aber das wird Ihnen bei Ihrem aufgeschlossenen Wesen doch wirklich keine Mühe machen. Ihre Zukunft und Ihr Vorwärtskommen wird Ihnen doch sicher mehr am Herzen liegen als veraltete vaterländische Gefühlduseleien."

Hans Imhof war benommen von dem befehlenden Ton, der ihm aus der Ohrmuschel entgegen klang und die letzten Worte berührten ihn irgendwie unangenehm; aber er antwortete doch: „Gut, ich unterschreibe noch heute abend und sende den Vertrag sofort ab. Das andere werden wir bei unserer nächsten Zusammenkunft besprechen." — Mit kurzem Gruß hing er den Hörer auf die Gabel und verließ die Telephon-Kabine.

Auf der Straße stand er eine Weile still, unschlüssig, ob er auf dem nächsten Weg sein Zimmer in der Vorstadt aufsuchen oder noch einen Spaziergang durch die schönen Anlagen machen wollte. — Aber was half das Studieren, Erwägen und Grübeln noch? Im Betrieb schien für ihn kein besserer Platz vorhanden zu sein und andere gingen trotz Krieg und Ungunst der Zeit ins Ausland. Was würden sie wohl zu Hause sagen? Seine Eltern hatten ein Bauerngut. Schon seit Jahrhunderten wirtschaftete dieselbe Familie darauf. Es war so Brauch und Sitte gewesen, daß der älteste Sohn darauf blieb von Generation zu Generation. Er war der Zweitälteste und in seinem Leben schien es immer so zu sein, daß er im Schatten eines andern stehen mußte. Das war ihm nun gründlich verleidet. — Beinahe wäre er in ein Auto gelaufen, so sehr war er in sein Denken versunken. —

Zu Hause empfing ihn die freundliche Frau, die ihm ein sonniges Zimmer ausgemietet hatte, mit gutem Gruß und übergab ihm ein Postpaket: „Die Mutter denkt wieder einmal an ihren Sohn. Warum ein so finsteres Gesicht, Herr Imhof?" — „Ich stehe vor ernsten Entschlüssen und das gibt zu denken. Man will doch auch vorwärtskommen und nicht immer im Schatten der andern stehen!" — Ein trotziger Zug umspielte den herben Mund des jungen Mannes. Die Frau aber mit mütterlichem Herzen erhob ihren Zeigefinger und sagte schlicht und einfach: „Ueberdenken Sie alles recht gut, Herr Imhof, man muß warten können im Leben und nichts überspannen und erzwingen wollen. In der Heimat gibt es für Sie sicher noch einen Platz, der Sie befriedigt und Ihnen ein gutes Auskommen bietet, daß Sie eine Familie gründen und glücklich und zufrieden sein können. Und dann haben Sie ja noch Ihr Elternhaus unter der schönen großen Lin-

---

terplatz schritten. Und wenn wir auch von diesem Letzten und Schwersten einmal absehen, es hat doch nie jemand sagen können, er sei Christ geworden, um es bequemer zu haben, wohl aber haben viele allein deshalb dem Christentum den Rücken gekehrt weil es ihnen mit seinen Forderungen unbequem ward. Wer es mit seinem Christentum ernst nimmt, der lächelt denn auch, wenn er andere davon reden hört, daß im Christentum für heldliches Verhalten kein Platz sei. Um das sagen zu können, muß man schon recht sehr in Unkenntnis über das Wesen des Christentums sein.

Im Namen Jesu in das neue Jahr hineingehen, heißt nicht den Kopf hängen lassen und sich vor jeder Forderung an den inneren Menschen verstecken. Nein, das heißt vielmehr, das neue Jahr als eine Aufgabe Gottes auf sich nehmen, indem wir ihm den festen Willen entgegenbringen, an allem, was uns Liebes oder Leides begegnet, innerlich zu Gott hinzuwachsen dadurch, daß wir an Freud und Leid unsere geistige Kraft, unsere Hingabe, unseren Opfermut, unsere Selbstverleugnung und unseren Starkmut erproben. Und so geschehen liegt es denn völlig in unserer Hand, was aus dem neuen Jahre wird. Es wird sich dann das Wort an uns erfüllen, daß jenen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.

Nicht wahr, nun hat mit einem Male das Dunkel der Zukunft all seine Schrecken verloren. Der Neujahrstag ist kein finsterer Spalt mehr, sondern ein starkes, freundliches Tor, durch das wir mit festem Fuß schreiten.

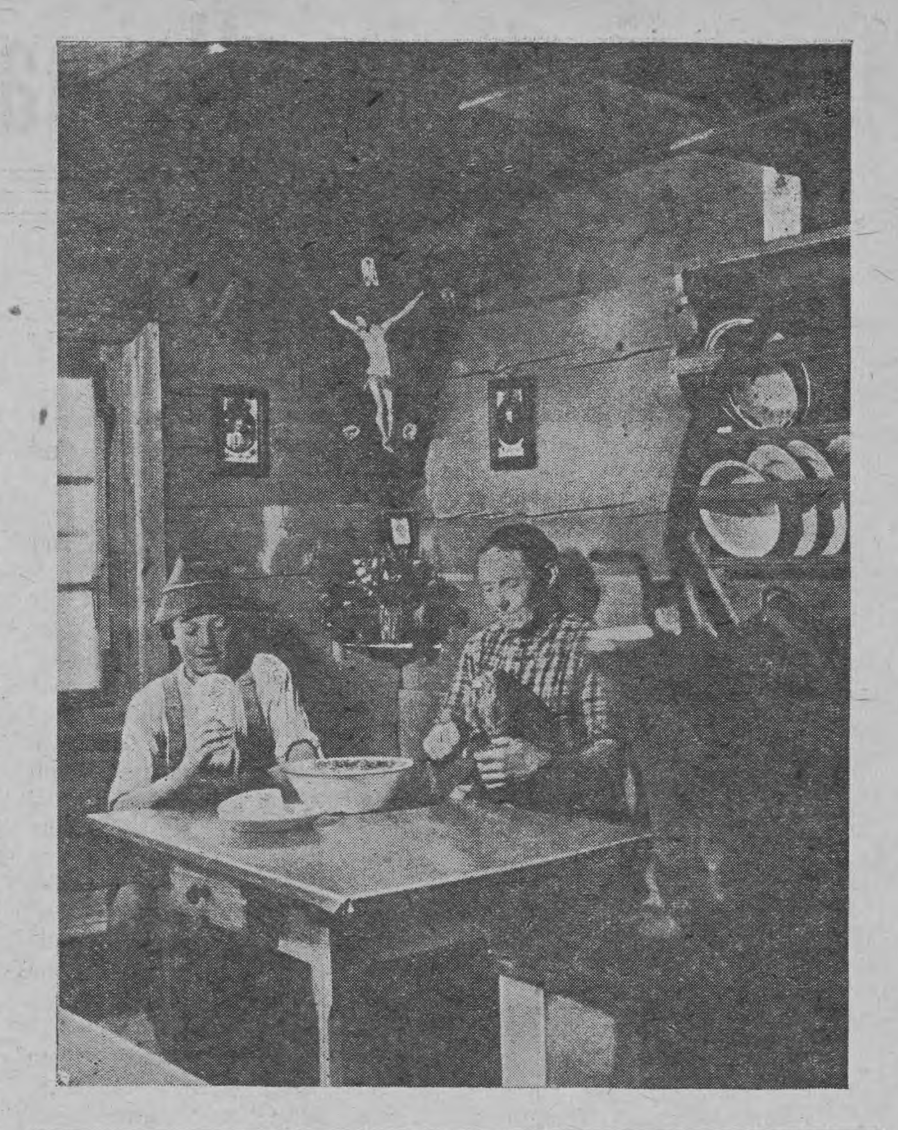
In Namen Jesu!

de auf dem Hubel. Was würden die alten Leutchen sagen, wenn Sie da hinaus gehen würden zu diesen Himmelsstürmern!" . . .

Der junge Mann schüttelte unwillig den Kopf, so als wollte er die Mahnung in den Wind schlagen und schloß sein Zimmer auf. — Drinnen lag auf dem Tisch der große gelbe Umschlag, der mit seinem Inhalt über seine nächste Zukunft entscheiden sollte. Wie um sich selbst zu beruhigen, setzte er sich hin, las noch einmal Zeile um Zeile, Absatz um Absatz und unterschrieb dann hastig und ohne Zögern den Vertrag. — Erst dann machte er sich an das Oeffnen des Pakets. Es schadet schließlich keinem, wenn er das Brot der Fremde essen mußte, und schlechter wird es nicht sein als das, das die Heimat ihm jetzt geben konnte.

Bei diesem Gedanken wickelte er aus dem Papier einen Laib Brot, selbstgebackenes, duftendes Bauernbrot von der Scholle seiner Väter. Er nahm das Brot in die Hand, es roch nach Erde, nach Heimat, und Mutters Hände haben es geformt und im kleinen Backofen-Häuschen hinter dem Stadel ward es gebacken. In langen Reihen standen jetzt die Laibe auf den Brettern unter dem Vordächlein. Die braune Kruste glänzte wie dunkelbraune Seide und es überkam ihn eine Lust, eine Schnitte davon zu essen und nach Herzenslust hineinzubeißen, wie in Zeiten, da noch Frieden über dem Lande war. Es war würzig und gut wie kaum ein Brot in der Stadt, es war wohl herber, aber um so kräftiger, und in Mutters Brief las er die Worte:

. . . „Von dem Mehl unseres Notackers habe ich heuer die ersten Brote gebacken. Hätten wir diesen Acker nicht gehabt, wären wir jetzt ohne Brot und ohne Mehl. Weißt du noch, wie wir alle geschuftet und gewerkt haben, bis die Wurzelstöcke aus dem Boden gegraben waren, die Steine Korb um Korb den Hang hinaufgetragen und der Boden für die Saat bereit gemacht und unter



Gottes Schutz gestellt war? Wie mancher Tropfen Schweiß ist in die braune Erde gefallen und wie habt Ihr Jungen gelacht, es werde auf dem kargen Stück Feld doch kein Korn wachsen! Erinnerst Du Dich, wie Halme wogten letzten Sommer?" —

O, und ob er sich erinnerte:

„Auf halber Höhe auf dem Hubel trägt ja das Gelände am See den einsamen stillen Bauernhof, wie die Landschaft dort selber ist. Die Linde steht als treue Wächterin daneben und der Blick in die Weite ist zu jeder Zeit schön und voller Herrlichkeiten, wenn man sie sehen will. — Als er damals wieder einmal Einkehr hielt, zeigte ihm der Vater stolz den verlachten Notacker am Hang. Stolz stand das Korn und die Sonne war eben daran, die letzte Kruste an den riesengroßen Kuchen zu backen, so sah das Feld mitten im Grünen am Waldrand aus. Die ging dabei ganz wundersam, leise zu Werke. Ein verstohlenes Knistern und Knuspern war alles, was man hören konnte, und ein Gesumm und Gebrumm der Insekten und ein Flimmern und Schimmern, und wer ganz feine Ohren hatte, konnte das Bröseln in den Aehren hören. Ja, es war schön, das Feld auf dem Notacker, das so viel Schweiß gekostet hat — und die

Heimat war schön trotz ihrer Kleinheit und Enge und der alte Vater hatte damals dem Sohn auf die Schulter geklopft und gesagt: „Das haben wir geschafft, obwohl Du darüber gelacht. Beinahe hätte ich selbst nicht an das Gelingen geglaubt; aber man muß die Steine, die knorrigen Stöcke und das Ungeziefer fest anpacken und allen aus dem Wege räumen — dann gelingts. Mach es auch so, mein Junge, und die Heimat wird Dich brauchen können, wie sie uns Bauern braucht. Ein jeder auf seinem Platz." —

Hans Imhof schnitt sich noch ein Stück vom Bauernbrot ab. Und er dachte weiter: „— Dann gingen sie hinauf auf den Hubel, der Vater und der Sohn aus der Stadt, und die Glocken läuteten den Abend ein, wie das so Brauch und Sitte ist, und es war wunderschön auf der Höhe. — Da würgte ihn etwas in der Kehle und noch einmal nahm er das Brot der Mutter, das Brot der Scholle in die Hände und es sah ja kein Mensch, daß eine Träne auf die braune Rinde fiel. —

Eine kleine Weile noch gingen seine Gedanken hin und her, vom großen Fabrikbetrieb dort jenseits der Grenze und der Drehbank in der kleinen Fabrik in der Heimat und von dort wieder hinauf auf den Hubel und dem steinigen Notacker am Waldrand, dann aber nahmen seine Hände die Papiere, die vor ihm lagen, und mit einem Ruck zerriß er die Bogen und seine Unterschrift mitten durch. —

Nächsten Sonntag feierte die Heimat den 1. August, da wollte er oben auf dem Hubel unter der Linde stehen und dem Läuten der Glocken zuhören mit freiem Herzen und zufriedenem Sinn. —

Das Brot der Mutter, das Brot der Heimat, wenn es auch bescheiden und mit Schweiß errungen war, ist tausendmal mehr wert als verlockende Versprechungen der Fremde in dieser wechselvollen Zeit. Statt einer Zusage sandte er klipp und klar die Antwort:

„Einer anderen politischen Gesinnung als der schweizerischen kann ich mich nicht anpassen, darum verzichte ich auf die Anstellung."

Der Mutter aber schrieb er: „Herzinnigen Dank für das Brot vom Notacker, es war wundervoll und es ist im rechten Moment gekommen, verhungert wäre ich zwar nicht; aber vielleicht sonstwie verkommen!"

Als die Mutter diesen Brief erhielt, lächelte sie versonnen in sich hinein, denn sie hat es wohl gemerkt, wie es um ihren Sohn gestanden. Mütter haben dafür ein ganz feines Gefühl und ihre ganz eigene Art solche „Krankheiten" zu kurieren.

Am ersten August stand Hans Imhof oben auf dem Hubel und dankte Gott für die Freiheit, die er sich erhalten und die er von neuem verdienen wollte. —

Die heilige Mutter Anna

Die Weltgeschichte sowohl als auch das tägliche Leben führen uns immer wieder Beispiele vor Augen, daß man auf Menschen, die etwas Großes geleistet haben, hinweist, sie ehrt, ihr Bild malt und von ihnen gerne erzählt und erzählen hört.

Nicht alle Menschen stehen uns gleich nahe: Es gibt Fremde, Bekannte, Freunde, Verwandte. Das trifft nicht bloß in rein natürlicher Hinsicht, sondern gilt auch für den übernatürlichen und religiösen Bereich. Als Katholiken sind uns die Namen der Heiligen nicht bloß Namen, sondern haben für uns auch Bedeutung und Inhalt.

Am 26. Juli stellt uns die katholische Kirche in ihrer Liturgie eine hl. Frau vor Augen, die uns eine Bekannte, ja eine Verwandte ist und die uns auch viel zu sagen hat und auch sagen möchte. Es ist die hl. Mutter Anna.

Es müßte uns schließlich einerlei sein, wie die Mutter der Gottesgebärerin, der Schlangenzertreterin, der Miterlöserin der Menschen, der Mutter aller Lebendigen, der Himmelskönigin gerade geheißen hat. Auf jeden Fall würden wir ihr unsere Achtung nicht versagen können wegen ihrer Stellung zu ihrer Tochter. Anna war die Mutter jener Jungfrau, die der Allmächtige von Ewigkeit her auserkoren hatte, der Menschheit den langersehnten Erlöser zu vermitteln. Damit war auch schon für Anna eine große Aufgabe erwachsen, dieses Kleinod in den Augen Gottes und die große Lebensstellung vorzubereiten. Und was die Mutter an ihrem Kinde zu Verwirklichung dieses Gottesplanes geleistet hat, weiß Gott. Wir können es nur ahnen. So hat schließlich jeder Mensch im Plane Gottes eine große Aufgabe zu erfüllen. Uns Menschen scheinen oft die Alltäglichkeiten als Kleinigkeiten; und doch sind diese in Gottes Augen Dinge, Leistungen, die im Zusammenhange mit den anderen Werken und Absichten Gottes große Bedeutung haben. So erkennen wir jetzt auch im Wirken der hl. Anna im kleinen Kreise der Familie die Größe und Bedeutung für das Kind und damit für die ganze Menschheit. Ihre Gebete und Arbeiten, ihre Sorge und Liebe, ihre Opfer und Mühen kamen und kommen nicht bloß Maria zugute, sondern allen jenen, die im Verlaufe der Jahrhunderte zu Christus und seiner Mutter in irgend eine Beziehung treten sollen. So wie Maria ihrer Mutter dankbar war für alles und es als Erbe in ihr Leben mitnahm, so sind nun auch wir der hl. Mutter Anna zu Dank verpflichtet für die Erfüllung ihrer Mutterpflichten.

Möchten doch alle Mütter daran denken, was es heißt, ein Kindchen erziehen, es auf die Zukunft, das

Marienblueten aus Portugal



Unsere Leser wissen, daß Portugal durch die Erscheinung Mariens im Jahre 1917 ausgezeichnet wurde.

Im Jahre 1947 wurde dieses Ereignis gebührend gewürdigt. Am 13. Oktober begann in Fatima die große Prozession, die eine wahre Gnadenfahrt Mariens durch dieses Land wurde. Eine Fülle von Gnadenerweisungen verschiedenster Art strömte beglückend auf dieses Land herab. Herrliche Blüten der religiösen Erneuerung erblühten in den Strahlen des Mariensegens.

Ueber dieses Ereignis wird folgendes bekannt:

Gleich zu Beginn der Gnadenfahrt Mariens wurde einem 19jährigen Mädchen, das sieben Jahre lang völlig gelähmt war, bei der Segnung mit dem Allerheiligsten die Gesundheit geschenkt.

Andere Geschehnisse erregten in ganz Portugal beträchtliches Aufsehen.

In Estremoz lag der Sohn eines Arztes im Sterben. Der Todkranke bat den Vater, doch an der Prozession teilzunehmen. Der Arzt war zunächst in seinem Unglauben auf das Land verreist, um die Feierlichkeiten nicht miterleben zu müssen. Um seinem Kinde den letzten Wunsch nicht zu versagen, ging der Vater schließlich doch zu den Gottesdiensten. Die himmlische Mutter lohnte den Eifer des Kranken für ihre Ehre, indem sie ihm die Gesundheit schenkte zum größten Staunen des Vaters, der als Arzt genau wußte, daß irdische Macht nichts mehr hätte tun können.

Ein zweites auffallendes Ereignis war die plötzliche Heilung der 43jährigen gelähmten Katharina da Silva in der Diözesenstadt Beja. Im Auto mußte man die Leidende zur Krankenmesse bringen. Denn selbst mit den Krücken, mit denen sich die Kranke mühsam fortbewegen konnte, hätte sie den Weg zur Kathedrale nicht machen können. Es schien zunächst, als wolle die Muttergottes nicht helfen. Denn im Auto mußte die Gelähmte wieder nach Hause gebracht werden. Doch hier fühlte sie sich plötzlich geheilt. Das kleine Städchen Beja hat nun allen Grund, der Helferin der Christen zu danken.

Ganz herrlich sind die vielen Gnaden der Bekehrung von Sündern, der Verlebendigung des religiösen Lebens, des Heimfindens ganzer Gebiete zu Gott durch Maria.

Keine Stadt in ganz Portugal hatte bisher einen so schlechten Ruf in religiöser Hinsicht als gerade Beja. Es herrschte hier ein Antiklerikalismus, der selbst im revolutionären Portugal der ersten Jahre der Republik seinesgleichen suchte. Doch heute ist das grundsätzlich anders geworden. Beja brachte der Gottesmutter eine Begeisterung entgegen, die man selbst in diesen Gegenden nicht leicht vorfinden würde. Als Ausdruck dieser neuen marianischen Gesinnung führen wir hier einige Beschlüsse an, die man in Beja faßte, anläßlich des Besuches des Gnadenbildes:

1. Es wird eine Bittschrift an den Heiligen Vater entsandt, in der die Diözese Beja den Wunsch ausdrückt, es möge das Dogma der leiblichen Aufnahme der Gottesmutter in den Himmel definiert werden.
2. Im kommenden Monat Mai

---

harte Leben und dessen Pflichten und Aufgaben vorzubereiten, den Grund zu legen dazu, daß dieses Kind einmal ein Werkzeug Gottes werde. So wie man heute oft — meist mit Recht — den Eltern, und da wieder zuerst den Müttern, die Schuld aufladet, für das Verhalten der Jugend, so wird man auch die Leistungen des einzelnen nicht würdigen können ohne dabei auch jener zu gedenken, die den Grund zu denselben gelegt haben, eben wieder der Eltern. Somit haben die Mütter in erster Linie eine große Aufgabe für die Gegenwart und für die Zukunft, sie tragen aber auch die Verantwortung für die Zukunft, nicht bloß ihrer Kinder, sondern auch für die Zukunft im allgemeinen. Auf die Erziehung kommt es an, was aus dem Menschenkinde wird. Und fühlt sich die Mutter im Hinblick auf die Größe dieser Aufgabe und Verantwortung oft recht schwach, so muß sie eben die Gnadenmittel benützen, die Gott ihr anbietet: Gebet, hl. Messe, Sakramente.

Ob die Mutter Anna es noch erlebte, daß ihr Kind Mutter Gottes wurde? Wohl kaum; denn sonst wäre Maria sicherlich zuerst zu ihr gegangen, bevor sie nach Hebron zur Base Elisabeth pilgerte. In Gutenstein ist auf der Hauptstraße eine Gruppe: Anna Selbdritt. Dargestellt ist St. Anna mit Maria und dem Jesusknaben. Wie schon gesagt, ob diese drei heiligen Personen wirklich einmal persönlich beisammen waren, läßt sich nicht sagen. Aber es stellt sinnreich dar, daß unseren Heiland und damit auch uns, seine Brüder und Schwestern, mit Maria und damit auch mit der Mutter Anna ein inniges Verwandtschaftsverhältnis verbindet, das wir durch unser Beten und Vertrauen auch ausnützen wollen.

P. Gabriel Weiskopf, O.S.M.

A Rosznatur

Eine lustige Geschichte von Rob. Schamburek

1.

Meiner Treu, wenn ich noch einmal auf die Welt komme, werde ich nichts anderes als ein Doktor. 's ist wirklich ein einträgliches Geschäft! Andere Leut' die studiert haben, kommen mit ihrem Gehalt nicht aus und müssen warten, bis das Parlament die Gehaltsaufbesserung durchdrückt. Die Doktoren sagen einfach: „'s Sterben — pardon! — 's Gesundwerden kostet jetzt nach dem neuen Aerzteübereinkommen um 50 Prozent mehr, — und g'holfen ist ihnen. Von der Ehr' und dem guten Ruf will ich absehen, die sie sich mit dem Kurieren verschaffen. Ob's nun gut oder schief geht, der Doktor zieht sich immer aus der Schlinge. Wird der Kranke gesund, ei, dann verkündet er der ganzen Welt, daß er — der Arzt — sehr geschickt sei und die meisten Patienten herausgerissen habe. Stirbt aber der Kranke — na, dann muß der so wie so 's Maul halten, und wenn er gar lachende Erben hinterläßt, dann hüten sich die Hinterbliebenen, über den Doktor ein schlechtes Urteil zu fällen. Na also! Habe ich nicht recht, wenn ich nur ein Doktor werden möchte, — vorausgesetzt natürlich, daß mir der liebe Gott noch einmal dieses irdische Leben genießen läßt!

Dieser Meinung, wie gut nämlich so ein Doktor daran sei, muß auch seinerzeit der alte Baderseppl bei uns zu Haus gewesen sein. Denn er hat auch mit Leib und Seel' darnach getrachtet, ein Doktor zu werden, und hat's auch erreicht! Freilich hat er nicht zwölf Jahrl studiert und in keinem Spital praktiziert, aber dafür ist er fast 20 Jahre bei unserem Gemeindehalter Knecht gewesen und der Halter hat mehr verstanden als wie zehn Viehdoktoren. Von dem hat er seine ganze G'scheitheit gelernt. Beim lieben Vieh hat er seine Mittel zuerst ausprobiert und nachher hat er sie bei den Menschen angewandt. Hatte nämlich ein Mittel beim Vieh angeschlagen, so war der Seppl der Meinung, daß es auch für die Menschen gut sein müsse; nur nahm er bei diesen bloß die Hälfte, bei Weibsbildern ein Drittel, bei Kindern gar nur den vierten Teil. Doch ich will die Geschäftsgeheimnisse des Seppl nicht ausplaudern und lieber schauen, daß ich zu meiner Geschichte komme.

Da lebte in unserem Dorfe ein Bauer, Zoder Nazl hat er geheißen, der ist krank geworden. Am Dienstag hat er bei des Raab Franzl Hochzeit seinen Magen mit den köstlichen Speisen und Getränken überfüllt, am Mittwoch war in der Kirche die Religionsprüfung, der unser guter Nazl als Schulobmann beiwohnte, nach derselben nahm er im Pfarrhofe an der Festtafel teil. Da der Nazl kein Kostverächter war, so ließ er die Schüsseln, so oft sie ihm gereicht wurden, niemals früher an seinen Nachbar weitergehen, bevor er nicht seinen Teller mit den Speisen überbrückt hatte. Weil er gerade so schön dran war, hat er auch dann den ganzen Donnerstag durchgehalten, und als er dann um Mitternacht mit einem schweren Käfer nach Hause stolperte, fiel er in den Ortsbach, wo er die ganze, empfindliche kühle Frühlingsnacht liegen blieb. Am Samstag früh wälzte er sich schweratment, ächzent und stöhnend im Bette und jammerte, daß nun sein letztes Ende gekommen sei.

Und wie's schon oft das Unglück will, gerade um dieselbe Zeit wurde dem Zoder auch sein schönstes Roß im Stall, das 10,000 Kronen wert war, sehr bedenklich krank. Wozu wär' denn der Bader Seppl da, dachte die Bäuerin, der wird schon alle beide wieder aufbringen. Der Seppl wurde geholt und mit hochernster,

---

wird die Diözese Beja nach Fatima wallfahren, um der Patronin Portugals für den „Besuch" zu danken.

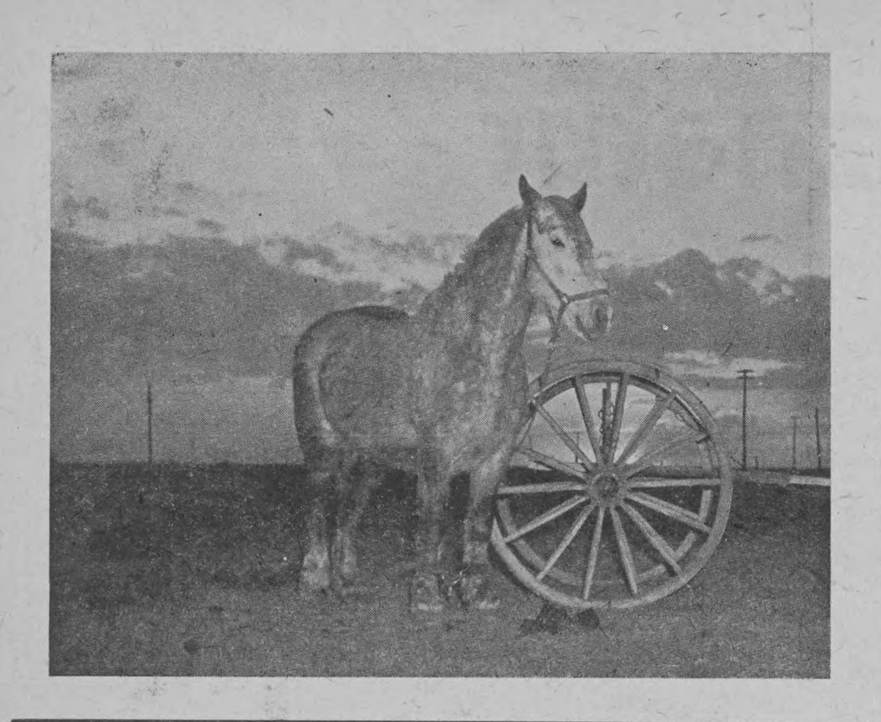
3. In jeder Gemeinde, wo das Gnadenbild Einkehr hielt, soll eine Gedenktafel angebracht werden.

4. Alle Gemeinden begehen feierlich wenigstens den ersten Jahrestag des Besuches Unserer Lieben Frau.

5. Man ersucht die Regierung Portugals den 8. Dezember als Nationalfeiertag einzuführen.

6. Es sollen alle notwendigen Schritte unternommen werden, damit die Kirche der Unbefleckten Empfängnis in Beja, die heute als Museum dient, dem ursprünglichen religiösen Zweck wieder zurückerstattet werde. Ferner will man es erreichen, daß der Platz Portier in Beja wieder wie früher Marienplatz benannt werde.

Gemeinden, die man früher schon ganz dem Neuheidentum verfallen glaubte, haben dem Gnadenbild einen überwältigenden Empfang bereitet. Pfarreien, die bisher nichts von Priester und Kirche wissen wollten, bestürmten die Ordinariate um gute Priester. Stunden- und tageweit kamen die Gläubigen herbei, um die Muttergottes zu grüßen und ihr all die großen und kleinen Anliegen vorzutragen. Selbst aus dem nahen Spanien kamen die Pilger in die portugiesische Grenzorte! Man wollte die einzigartige Gelegenheit nicht versäumen, einmal im Leben das Gnadenbild von Fatima zu schauen. Schließlich setzte es die spanische Grenzstadt Badajoz durch, daß die hl. Statue die Grenze überschritt. Zehntausende aus allen Provinzen herbeigeeilte Gläubige brachten der Muttergottes voll Dankbarkeit ihre Huldigungen dar. Ueberall, wo das Gnadenbild seinen Einzug hielt, kannte die Begeisterung und der Jubel keine Grenzen!



schier feierlicher Miene trat er in das Haus des Zoders ein. Zuerst ging er, wie es sich gehörte, in den Stall zum kranken Roß, denn das war ja 10,000 blanke Kronen wert. Das arme Tier krümmte sich vor Schmerzen, aber der Seppl verlor nicht den Mut. „Aha!" sagte er und zog seine Augenbrauen hoch. „Dös kenna wir schon! Dö Krankheit werd'n wir glei' weghaben."

Die Bäuerin stieß bei dieser zuversichtlichen Miene einen Seufzer der Erleichterung aus und führte gleich den Seppl in die Stube, wo der Zoder hochrot wie ein gesottener Krebs in einem Berg von Polstern lag und jämmerlich stöhnte.

Der Seppl machte zuerst bedenkliche Grimassen, dann fühlte er, wie ein praktischer Doktor, den Puls des Kranken. Er schüttelte dabei den Kopf und bemerkte: „Dö G'schicht paßt mir nit.. 's ist ernst, sehr ernst! Dö Hitz, dö sakrische Hitz kann den Bauern umbringen. 's fragt sich nur, wo's herauskommt. Kommt's aus'm Magen, dann hab' ich's troffen. Nachher werd'n wir 's glei weghaben. Auch wenn's aus'm Darmzeug kommt, geht's noch. Nur in den Knochen, im Mark därf die Krankheit nicht sein, denn dann sein die üblen Säft' dran schuld... nachher geht's schief!"

Die Zoderin fing bei diesen Worten gleich zu weinen an und der Kranke seufzte noch schrecklicher. „O mein, o mein! Nur sterben soll i net... Der Schmalzhofer zahlt nächsten Sunta a Faßl Bier wegen aner verlor'nen Wett'. Wär' schad', wär' ewig schad!"

„Na tröst' Dich Zoder' i hab' schon ärgere Kunden g'habt und 's ist noch immer gut aus'gangen." Nach dieser trostreichen Rede verließ der Seppl den Bauern und ordnete in der Küche an, daß in einer halben Stunde jemand die Medizin für den Bauern und für das kranke Roß abholen sollte.

2.

Diesen Tag sollte der Badersepp1 nicht zur Ruhe kommen. Wie er nach Hause kam, da wartete schon auf ihn der Raab Franzl, dem auch ein Roß krank geworden war. So lief also der Seppl mit dem Raab in dessen Haus, untersuchte das kranke Vieh und fand, daß ihm gerade dasselbe fehle, wie dem des Zoder Nazl. Er sagte auch dem Raab, in einer halben Stunde sollte jemand die Medizin bei ihm in der Wohnung abholen.

Zuhause mischte der Seppl für seine drei Patienten ein Trankl zusammen. Woraus es bestanden hatte, sagte er natürlich keinem, doch das eine will ich verraten, daß es nach Kampfer und Spiritus in seiner Stube zu jeder Zeit roch und dieses nebst Glaubersalz, Bitterwasser und Kirschlorbeertropfen und Kranebittbeeren die hauptsächlichsten Medikamente unseres Badersepp1 waren. Nachdem er die erforderlichen Bestandteile in einem Mörser zerstampft hatte, verteilte er dieselben nach seinem Rezept. Der Zoder Nazl wog 95 Kilogramm, von den kranken Pferden dagegen, jedes gut seine vier Meterzentner. Nach diesem Verhältnis also wurden die Pulver gemischt, für die Rösser viermal soviel als für den Zoder. Dann wurde die Mischung in Spiritus aufgelöst und tüchtig geschüttelt, und jetzt war der Seppl überzeugt, daß er damit jede kranke Kreatur herausreiße, wenn sie auch schon mit einem Fuße im Grabe stecke.

Zur festgesetzten Zeit kam der Knecht des Zoders um die Medizinen und der Seppl gab ihm zwei Flaschen. „Aber daß Du mir sie nit etwa verwechselst!" herrschte er ihn an. „Wär' eine schlimme G'schicht. Dem Bauer tät's Darm und Magen zerreißen, wenn er die Roßmedizin kriegt... Also paß auf, dös Flaschl g'hört für's Roß, 's andere für den Nazl!"

Der Knecht nahm die eine Medizin in die rechte Hand, die andere in die linke und eilte schnell weg.

Nach einer halben Stunde kam der Knecht des Raab Franzl um die Medizin für das kranke Pferd seines Herrn zu holen. Der Seppl nahm das noch übrige Flaschl vom Tisch und schaute es noch einmal an. Plötzlich stieß er einen Schrei aus und ließ das Flaschl fallen.

„Marand Josef!... Was fang' i denn jetzt an!"

„Was hast Du denn, Seppl, daß Du auf einmal so erschreckst?" fragte der Knecht.

Doch der Seppl hörte nicht mehr seine Worte, er stürzte zur Türe hinaus und lief wie ein Narr zum

Hause des Zoder Nazl. Die Medizin, die der Nal hätte einnehmen sollen, war noch daheim, der Knecht des Nazl hat also beide für die Rösser bestimmten Flascheln bekommen und der Nazl so für jeden Fall eine Roßmedizin eingenommen.

„O mein Gott, was wird denn da 'rauskommen!... 's muß ihm Darm und Magen zerreißen.... und ich, ich armer Teufel, komm' ins Kriminal, wenn i net eppa gar aufg'hängt werd'! — O Du lieber Himmel, nur dösmal hilf!"

Atemlos kam er beim Hause des Zoders an, stürmte zum Hoftor hinein und schnurstracks in die Küche.

Doch wie wurde ihm auf einmal zumute?

Zwischen der Tür prallte er förmlich zurück und stand eine Weile sprachlos mit offenem Munde da. Was raubte ihm denn die Fassung? Lag der Bauer schon tot auf dem Bette?

Weit davon entfernt! Er hatte zwar ein blasses Aussehen, aber im übrigen fühlte sich der Zoder kerngesund und vor ihm lagen auf dem Teller drei faustgroße Knödel, die er gerade mit der Gabel und dem Messer zerkleinerte. Kaum hatte er den Seppl erblickt, als er lachend von seinem Stuhle aufsprang.

„Sakra, no amol, dös war aber a scharf's Trankl", sagte er. „I hab' g'meint, 's reißt mir alles mit heraus. Aber ausputzt hat's mich schon g'hörig und g'sund bin i und hab' an Appetit, daß i mir rein nit zu helfen weiß."

Der Seppl hatte sonst immer ein gutes Mundstück, aber diesmal ließ ihn seine Stimme ganz im Stiche. von...! Na, dös nenn' i doch a Roßnatur!"
Er starrte nur den Zoder fortwährend an und riß Mund und Augen auf.

„Was hast denn auf amol, daß D' nix red'st?" fragte ihn die Bäuerin, der sein Verhalten auffiel.

„Was ... was... was macht denn's Roß?" stotterte er endlich heraus.

„Ach, dös arme Vieh... 's ist schon hin", entgegnete die Bäuerin. „Glei', wie wir ihm Deine Medizin hineing'schütt' haben, ist's krepiert. I glaub' schon, daß Du ihm 's Trankl ein bißl zu scharf g'mischt hast." —

Der Seppl drehte sich ohne Antwort um und ging nachdenklich zum Haustor hinaus. Vor dem Zoder Nazl hatte er aber seither einen gewaltigen Respekt. „Firlaudon noch amol", murmelte er vor sich hin, „'s Roß wird hin, weil die Medizin zu stark ist, und dem Bauer macht's nix, der wird g'sund da-

Feierliche Messnovene



Mitglieder des Marianischen Missionsvereines

Vom 17. bis zum 25. März, dem Feste Mariä Verkündigung, wird der Missionsverein wiederum eine feierliche Meßnovene halten. An jedem dieser Tage wird eine heilige Messe zu Ehren der heiligen Gottesmutter in der Meinung aller Mitglieder des Marianischen Missionsvereins gefeiert werden.

Schließt euch dieser Novene an. Wir alle brauchen der heiligen Jungfrau Schutz und Fürbitte.

Wir nehmen immer noch neue Mitglieder auf. Jedes Mitglied des Marianischen Missionsvereins ist in den täglichen hl. Messen eingeschloßen, die für den Verein von den Oblatenpatres gelesen werden. Außerdem nehmen sie noch an allen guten Werken teil, die von unseren Missionaren tagtäglich dem Herrn geopfert werden. Dazu kommen noch die ganz besonderen Meß-Novenen, die wir von Zeit zu Zeit feiern.

Die Pflichten der Mitglieder sind: Jeden Tag drei „Gegrüßet seist du Maria" für die Entwicklung unserer Missionen zu beten, und das jährliche Opfer von $1.00 per Person oder $2.00 per Familie zu bringen. Das Geld wird für die Erziehung neuer Missionare verwendet.

Schreiben Sie bitte an den Direktor des Vereins:

Rev. H. Krawitz, O.M.J.,
St. Peters Rectory,
Cosine, Sask.

Das Segenswasser

Von Elise Vogt

„Schorsch, ich gehe dies Jahr auch mit." Der Branddeckbauer sieht erstaunt von seiner Zeitung auf, die er heute am Sonntagnachmittag gar bedächtig und sorgfältig liest. Schon zweimal hat sie's gesagt, die Käth.

„Was tust?"

„Mitgehen nach Altötting tu ich. Hast doch gehört, daß der Pfarrer heut morgen den Pilgerzug verkündet hat." Was kommt denn die Käth, die sparsame, an! So eine Wallfahrt, was wird die Geld kosten! — Der ist scheint's die Sommerhitz in den Kopf gestiegen. „Guck mich nicht so groß an, wenn ich's sag, ich geh, dann tu ich's auch."

„Hast Geld?"

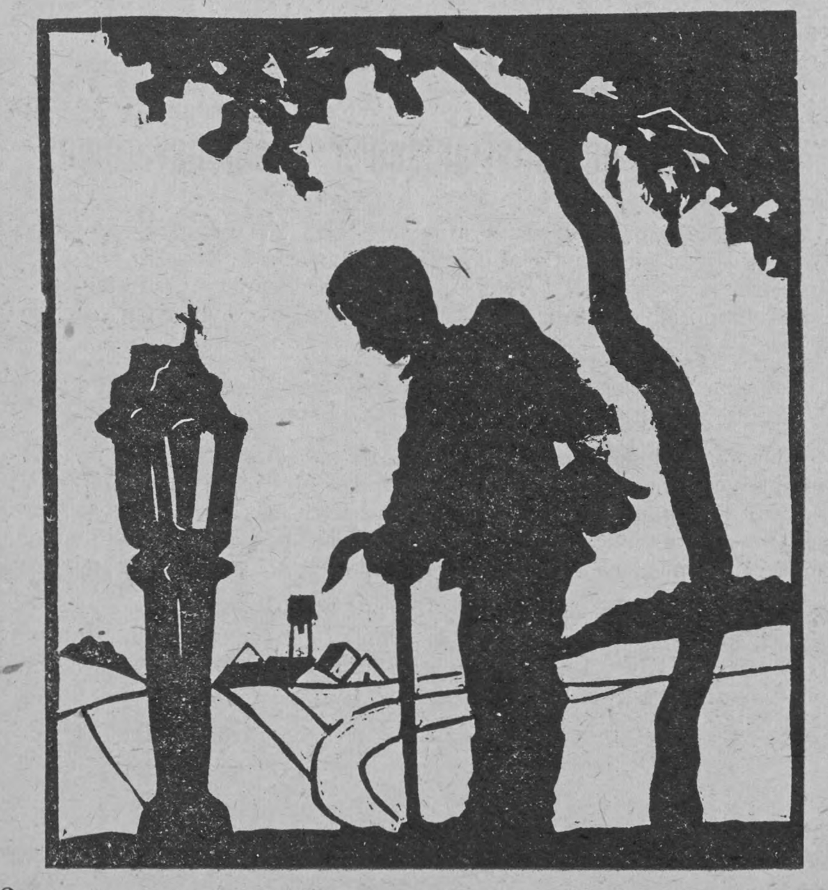
„He ... der Schorsch hat auf dem Speicher noch so an die 20 Liter gutes altes Kirschwasser. — Wenn er zehn davon opfert für die Wallfahrt, dann langt's."

Jetzt nimmt der Bauer die ausgegangene Pfeife aus dem Mund grad als ob er etwas sagen wollte. Aber der Schreck verschlägt ihm die Sprache.

„Warum verschreckst denn so? Ich mein, zehn Liter täten dir auch noch reichen, Alter! Kannst der Käth nit auch einmal ein Ausschnauferle gönnen?"

„Den guten alten Tropfen verkaufen, wo 's Kirschwasser so rar ist und es dies Jahr wieder keins geben wird? Nein, das kannst mir nit zumuten. Bleib daheim, wenn du kein Geld zum Wallfahren hast." Wütend wirft der Bauer die Zeitung auf den Tisch und poltert aus der Stube. Die Bäuerin sieht ihm halb belustigt, halb ärgerlich nach. Ja, Alter, daheim bleiben tut die Käth nicht. Die hat schon ihr Schäfle im Trockenen für die geplante Wallfahrt, die braucht dein Kirschwasser gar nicht. Das mit dem Schnapsverkaufen hat einen anderen Grund. Aber den wird sie schon der lieben Gnadenmutter von Altöttling und dem heiligen Bruder Konrad sagen. Grad der Hauptgrund ist's, warum sie wallfahren will.

Noch allerlei Einwände hat der Branddecker in den nächsten Tagen gemacht. Grad ins Oehmden könnt die Wallfahrt fallen oder in die Zwetschgenernte ... und wie das überhaupt zugehen soll auf dem Hofe, wenn die Bäuerin nicht da ist. Aber sie hat lachend gesagt: „Wie das zugehen soll, werdet ihr schon sehen, du und die Kinder. Ich denk, nach dreiundzwanzig Jahren hätt' unsereins auch mal ein Recht auf Urlaub." Das hat sie, die Käth. Der Bauer sieht es auch immer wieder ein. Aber die Angst, er könnt am End' doch noch sein Kirschwässerle für die Reis' verkaufen müssen! ... Doch alle Einwänd' nützen nichts. Am andern Sonntag geht die Käth ins Pfarrhaus und meldet sich für die Wallfahrt an und bezahlt sie auch gleich. Doch das mit dem



Zahlen darf der Bauer nicht wissen. Der soll nur ruhig noch in der Angst leben, er müßt sein Kirschwasser hergeben.

Die Branddeckerin hat schon dafür gesorgt, daß alles auf dem Hof in der gleichen Ordnung weitergeht, wenn sie fort ist, ehe sie die große Reise vom Schwarzwald durch Württemberg und Bayern hinaus nach Altöttlingen angetreten hat. „Komm aber bald wieder", hat ihr der Schorsch noch nachgerufen „und hast auch Geld genug?" Aha! Jetzt kann er die Frag' schon wagen, 's Kirschwässerle ist ohnehin gerettet. Die Antwort darauf hat die Käth hinuntergeschluckt .... sie geht ja wallfahren.



Ganz glücklich sitzt die Bäuerin im Pilgerzuge, der rüttelnd und schüttelnd durch die Nacht nach Osten saust. Erst morgen früh werden sie in Altötting sein. Jetzt hat sie doch auch einmal Gelegenheit und Zeit zum Beten. Wenn man im Sommer so um 11 Uhr abends ins Bett kommt und am Morgen schon vor vier Uhr wieder aufstehen muß, dann reicht's nicht oft zu einem Rosenkranz. Aber jetzt! — Ob er's wohl ahnt, der Schorsch, daß sie die Wallfahrt grad für ihn macht? Er hat ihr schon über ein Jahr lang Sorgen gemacht. Immer und immer wieder hat sie ihn unter der Zeit mit dem Schnapsbudel in der Hand erwischt. Hat sie etwas gesagt, so hat er halt das Bauchweh gehabt oder das Magendrükken. Und ... grad nur einen Schluck tät er nehmen. Ja, aber die vielen Schlücklein im Tag! soll das hinführen? — Zum Schnapslump natürlich. Nein, davor bewahr uns der liebe Herrgott. Liebe Muttergottes von Altötting und lieber heiliger Bruder Konrad hilf!

Unaufhörlich gleiten die Perlen des Rosenkranzes durch die arbeitsrauhen Hände der Bäuerin und stehen nur still, wenn die Müdigkeit den braunen Kopf zum Nicken bringt und ihn dann hinund herzieht. Und unter die Nase gibt, daß er erschrocken auffährt und die braunen Augen groß aufschlägt, dann murmeln die Lippen auch schon wieder ihr: Gegrüßet seist du, Maria.

Mit dem Beten ist die Branddeckerin ganz auf ihre Rechnung gekommen in Altötting. Einmal hat sie ihr Anliegen in der uralten Gnadenkapelle der Gottesmutter gar innig ans Herz gelegt, dann wieder ist sie den großen schönen Kapellenplatz hinuntergewallt zum Anna-Kirchlein und zum Grabe des heiligen Bruders Konrad. Ganz nahe bei seinem Glassarge, dort wo's so ganz friedlich und still ist, und wo du meinst, du könntest die Heiligkeit mit der Hand greifen. „Alle zehn Kerzen an deinem Grabe stift ich dir, lieber heiliger Konrad wenn du den Schorsch vom vielen Schnapstrinken abbringst. Weißt, so ein paar Schluck im Tag darfst ihm schon lassen, das braucht so ein Bauer, aber halt nur kein Schnapslump soll er geben, der Schorsch. Schau jetzt ist's noch an der Zeit, erst so eine Angewohnheit ist es. Aber wenn er so weiter macht, wird es eine Leidenschaft. Und dann hilft nichts mehr als ein Wunder. Und das wird unser Herrgott wohl nicht wegen dem Branddecker wirken wollen. Also hilf, heiliger Bruder Konrad, hilf!

Einigemal hat die Bäuerin auch eines der Holzkreuze, die im Kapellengang bei der Gnadenkapelle stehen, auf die Schultern genommen und ist damit auf den Knien dreimal um das uralte Heiligtum gerutscht, wie's nur die Pilger machen, die ein gar großes Anliegen haben. Das steht denen allen auf dem abgehärmten Gesichte geschrieben. So arg hat sich's bei der Branddeckbäuerin zwar noch nicht aufgezeichnet, aber es könnte noch kommen; Drum betete sie gar innig das alte Pilgergebet von Altötting:

O Maria, hilf, o Maria, hilf,
o Maria, hilf!
O Maria, hilf doch mir,
Ein großer Sünder kommt
zu dir.
Im Leben und im Sterben,
Laß uns nicht verderben,
Laß uns in keiner Todsünde
sterben!
Steh uns bei im letzten Streit!
O Mutter der Barmherzigkeit

Warum sollte die Gnadenmutter ausgerechnet ihr nicht helfen? Sind doch rings die Wände um die Gnadenkapelle und innen das Dach des Ganges ganz dicht mit Tafeln bedeckt, die alle sagen, wie die Gnadenmutter von Altötting geholfen hat.

Doch in den drei Tagen, da die Bäuerin in Altötting weilt, hat sie noch ein drittes Lieblingsplätzchen entdeckt. Das war die Nische mit dem Bruder Konradsbrun-

nen, dort beim Eingang in das St. Anna-Kloster. Da steht der Heilige in Lebensgröße und schaut dich so lieb und gut an. In der Hand hält er einen Krug und aus dem fließt unaufhörlich reines, klares Quellwasser. Grad so ist's, als ob der heilige Bruder in einem fort Gutes tun wollte mit seinem Trinkwasser. Die Pilger verstehen ihn aber auch und sie lassen sich immer und immer wieder eingießen. Das ist etwas für den Schorsch! Der Bäuerin kommt eine großartige Idee. Und sie kauft sich drüben an einem der vielen Stände mit Wallfahrtsandenken eine kleine Wasserflasche. Grad so ein Budele ist's wie es dem Schorsch sein Kirschwasserbudel. Aber halt! Man kann's nicht verwechseln. In dem da ist das Bild des heiligen Bruders Konrad in das Glas eingetrieben. Sie wird das Fläschchen füllen lassen und das Segenswasser dem Schorsch ... durstigen bringen. Und als sie das Glas an den Krug hält, fleht sie gar innig: Ein Segenswasser, ein richtiges, gieß ein, heiliger Bruder Konrad!

Die Branddeckerin ist wieder daheim auf ihrem Schwarzwaldhof und hat ihre Wallfahrtandenken ausgepackt. Vom Segenswasser aber hat sie noch nichts gesagt. Aber in der Nacht, als der Schorsch schon fest geschlafen hat, hat sie leise den Kirschwasserbudel auf dem Nachttisch des Bauern mit dem Segens wasserfläschlein vertauscht und dann ist sie befriedigt wieder eingeschlafen.

Natürlich hat der Bauer gleich beim ersten Aufwachen am frühen Morgen nach dem Magenwehvertreiber gegriffen. 's ist zwar noch ziemlich dunkel gewesen, aber er hat kein Licht dazu gebraucht. Den Schluck findet er auch im Finstern. „Pfui T ....! hat der Schorsch da plötzlich geschrien. Was ist denn das? —" Die Käth ist aus dem Schlafe aufgeschreckt.

„Was ist los?"

„Wasser ist im Budel statt Kirsch. Schnell mach Licht!" Aha! Jetzt wird's Tag! Der Bauer zieht das Fläschchen an das Licht und da sieht er das Bild des Heiligen mit



dem Kreuz, und jetzt erzählt ihm die Käth alles. Auch der Grund ihrer Wallfahrt. Der Bauer sagt nichts dazu. Er scheint das Schimpfen vergessen zu haben. Auch am andern Morgen sagt er nichts, als er statt des Kirschwassers wieder das Budele mit dem Segenswasser in die Hand nimmt. Es hat Eindruck auf ihn gemacht, was die Käth vom Schnapstrinkerwerden gesagt hat.

's ist wahrlich kein kleines Opfer, aber allmählich gewöhnt sich der Bauer an den Morgentrunk aus der Segenswasserflasche. Jeden Morgen steht sie frisch gefüllt auf seinem Nachttisch. Zwar ist's kein Bruder Konrads-Wasser aus Altötting mehr, aber doch ein Segenswasser. Das frische Quellwasser des Heimathofes ist es, das Segenswasser Gottes. Und das Opfer vom Morgen gibt dem Bauer auch die Kraft, während des Tages die Hand ab und zu wieder zurückzuziehen wenn sie sich nach dem Kirschwasserbudel ausgestreckt hat. So ist die Angewohnheit nicht stärker, sondern allmählich schwächer geworden. Und nach einigen Wochen ist der Bauer auf den Speicher und hat heimlich zehn Liter von seinem alten Kirschwasser abgefüllt und das Korbfläschchen hinter den Schnitzkörbchen versteckt. Das soll im nächsten Jahr der Käth die Dankeswallfahrt nach Altötting verschaffen...

Es gibt keinen Stand in der Welt, der nicht seine Bitterkeiten und Unbehaglichkeiten hätte und aus diesem Grunde den Wunsch in uns erregte, eine andere Lebensweise zu ergreifen.

Die mit dem Schleier der christlichen Liebe bekleidete Eigenliebe läßt uns oft glauben, wir dienten Gott, während wir doch unsere eigene Befriedigung suchen.

Krankheiten sind keine Uebel, die man fürchten müßte, sondern sehr wirksame Mittel, uns selbst zu heiligen. Murrt man nun, wenn Gott sie uns zuschickt, so beklagt man sich gleichsam über das Gute, das Er uns erweist.



Der Schreck vom Walde

Von H. Christoffel

Wanderte einstmalen ein rechtschaffener Mann, ein Leinenweber seines Zeichens, über Landes, und wie er munter fürbaß schritt und sich freute, daß er des selbigen Abendes schon daheim bei den Seinigen von der langen Reis' ausruhen könnt', sprangen da jählings zwei Buschklepper hervür, banden ihm die Händ' auf den Rücken und schleppten ihn mit Schläg' und Püffen davon. Dachten aber, weilen er sauber gekleidet war, er müßt' ein Kaufmann sein, und sie hätten, weiß Gott, wie guten Fang getan und würden von ihrem Herrn, dem Ritter Schreck vom Walde, hoch belobet werden. Fand sich aber im Ränzel des Mannes nichts als ein armselig Stück Leinenzeug und in seinen Taschen nur etliche schmutzige Groschen, also daß der Ritter Schreck ihn wütig ins Turmverlies werfen ließ und die Buschklepper mit der Peitschen schlug. Sprachen sie, um ihn zu sänftigen: „Leicht kann man doch Lösgeld aus ihm pressen, wenngleich er arm scheint. Leicht hat er daheim Geld in der Truhen, oder die Seinigen haben Haus und Grund, so sie veräußern können." Wurde also anderntags der aMnn aus dem Verlies gezogen.

„Schaff' Lösgeld, Kerl," schrie der Ritter Schreck, „ansonsten beißen dir die Ratten das Fleisch vom Gebein!"

Sprach der Leinenweber demütiglich: „Mein Leben ist am End', das seh' ich wohl, Herr, maßen ich ein armer Leinenweber bin und Lösgeld nit schaffen kann."

„Hast etwan Gold in der Truhen liegen oder im Acker vergraben?"

„Gäb' es gern, weilen ich das nit hoch acht', lieber leben und werken wollt'. Könnet mir glauben, Herr!"

„Sollen die Deinigen Haus und Garten verkaufen und dich freizahlen!"

„Ist nichts unser, das Schindeldach nit überm Kopf und der Lehmboden nit unter'n Füßen."

Fluchte der Ritter arg und warf ihn wieder in den Turm. Vergaß seiner, hörte ihn aber dann in der Nacht vor Kält' und Hunger dermaßen klagen, daß er nit schlafen kunnt' und sich grimmig auf seinem Lager wälzte. Ließ ihn am Morgen wieder bringen und schrie:

„Kerl, bin deinetwegen schlaflos gelegen. Tät 'dich meinen Hunden geben, fürcht' aber, sie mögen so schlechten Fraß nit!"

„So laßt mich frei, Herr, um der Barmherzigkeit Christi willen!" bat der Leinen weber, schon mehrteils tot als lebendig.

„Nit ohne Lösung! Hör' Unglückswurm! Wonach denn gelustet dich am meisten von all deinen Sachen? Was verlangst dir am ersten, wenn du heimkommst?"

Hob der Leinenweber den Kopf, darinnen die Augen schon wie verloschen lagen. Dachte nach: „Wonach mich am meisten gelustet? Was ich zuerst begehr', wenn ich heimkomm'?" Und begannen seine Augen zu flackern und schauten ganz selig drein, und sagte sein blasser Mund: „Ein Küßlein von meinem Kind . ."

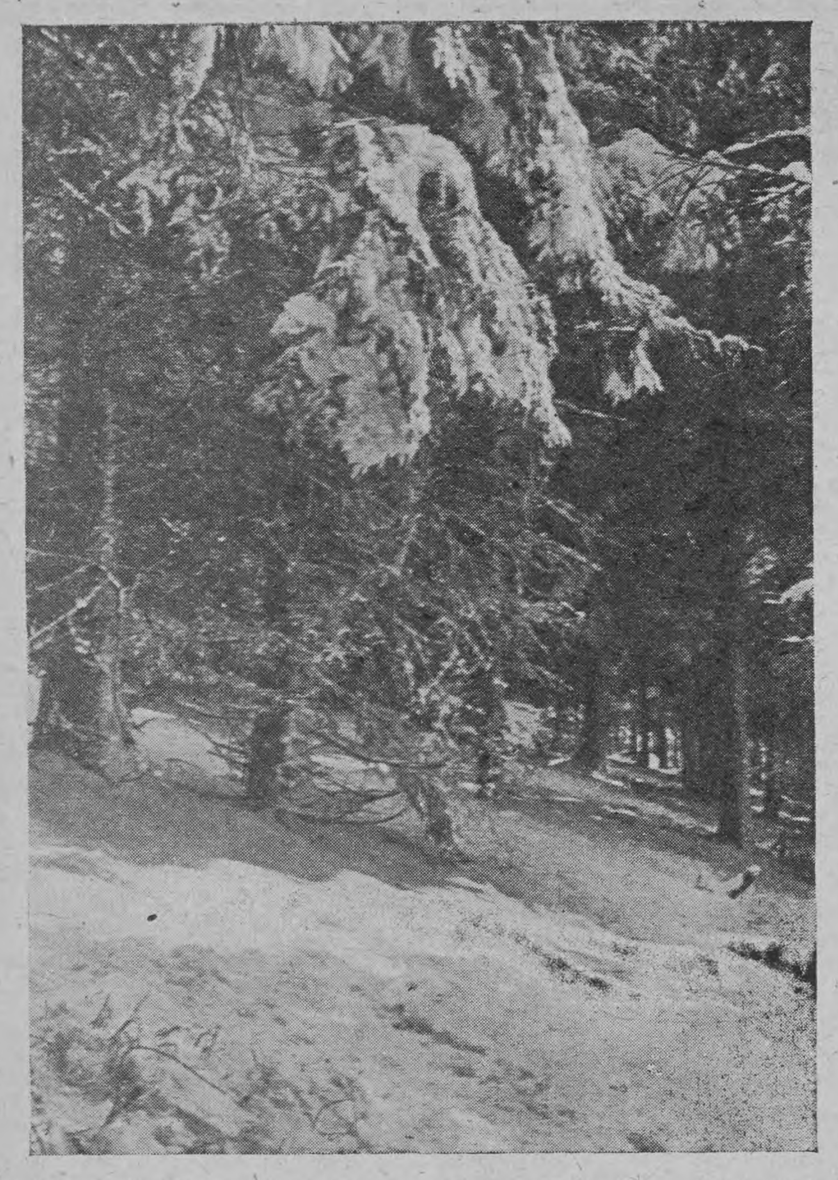
„Wes Alters ist's?" fragte der Ritter.

„An die fünf, Herr. Ein Mägdlein. Agathe ist ihr Nam'."

„Gut also! Das erste Küßlein, wonach dich so gelustet, ist mein. Das ist dein Lösegeld. Hör' aber wohl: Sie muß mir's gutwillig geben, ohn' *Zwang*, ohn' Scheltwort und Schläg', sonst nehm' ich's nit, und du stirbst im Turm."

Durft also der Leinenweber seinem Weib Botschaft schicken, aber grad nur soviel: Sie möcht' übermorgen mittag mit dem Kind auf dem Anger am Kreuzberg sein, dort wo das Wasser aus dem Stein springt.

Und so sie mit Bangen kam und ihren Mann da gebunden zwischen den Räubern stehen sah und den grimmigen Ritter, der auf dem Steine saß, und den sie wohl kannte wie das Bildnis des Bösen, erschrak sie dermaßen, daß ihr wollt' der



Herzschlag stille stehen. Tät sich hernach, das Kindlein auf dem Arm, gleich mit Jammern über ihren Mann werfen. Wehrte aber der traurig ab:

„Laß, Weib! Das ist jetzt nit an der Zeit. Bet' lieber! Etwan können wir hernach selbander heimgehen."

Und wendete sich an das Kindlein, so auf den Rasen gesprungen war und ihm die Arme entgegenstreckte und ihn halsen und küssen wollt':

„Agathe, willst du deinem armen Vater ein Liebes tun?" Und mußt' das Kindlein, so immer wieder liebreich zu ihm auf wollt', abwehren. „Hör' auf mich, Agathe, dein Vater bitt' dich was! Dem Ritter dort, der auf dem Stein sitzt, dem gib das Küßlein, so du mir willst geben! Tu's deinem armen Vater zulieb', hörst du!"

Sah das Kind verwundert den Vater an und hernach erschrocken zum Ritter hinüber, der häßlich und wild und bärtig über die Maßen auf dem Steine saß und eine grimme Fratzt schnitt und nit anders dachte, als das Kind müßt' sich voll Abscheu von ihm wenden und wär' nit ohn' Gewalt zu bewegen, ihm zuzugehn. Aber wie jetzt der Leinenweber nochmals bat: „Deinem Vater tu's zulieb!" und seine Stimm' zitterte, da setzte das Kind Füßlein vor Füßlein und trippelte über den Rasen und umhalste den Ritter so herzhaft, daß die blonden Haarlocken um sein schwarzstruppig Haupt flogen, und gab ihm einen Kuß mitten hin auf seinen gräßlichen Mund und lief hernach zum Vater zurück.

Stand der Ritter langsam und als wie träumend vom Steine auf, riß sodann dem Leinenweber die Schnür' von den Händen und sagte heiser:

„Geh! Geh schnell!"

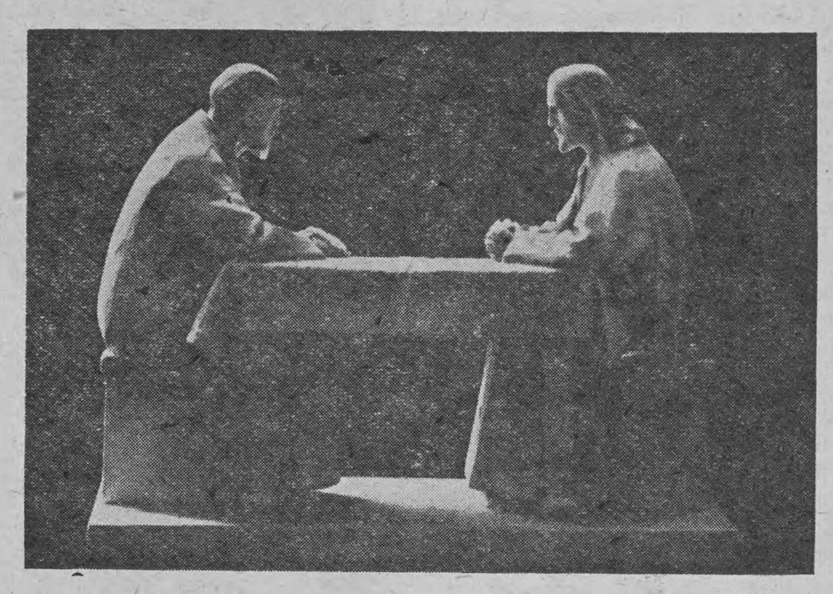
Und also war jener frei und machte sich, das Kindlein am Halse und das Weib an der Hand, eilig von hinnen. Und wendete sich nit, ansonsten er gesehen hätt', wie der Schreck dastand und ihnen nachstarrt.

Waren an die dreizehn Monde vergangen, da klopft es eines Abends, als das Agathlein schon lang in süßen Träumen lag und auch Vater und Mutter schon zum Schlafengehen rüsteten, an des Leinenwebers Tür. Der nahm den Span von der Wand und leuchtete hinaus und stund da ein Mann im Pilgergewand. So wie er aber den Kopf hub und ihm der Schein ins Gesicht flackte, tat der Leinenweber einen Ruf des Schreckens und fuhr zurück, die Tür ins Schloß zu werfen. Und war's wahrhaftig der Ritter Schreck vom Walde, doch nicht mehr wild und grimmig, in Demut stund er da, und in Demut sprach er:

„Erschreckt nit, Mann! Ich bin nimmer der, so Ihr meinet. Es gibt keinen Schreck vom Wald mehr. Hab' meine Burg selber angezünd't, mein Gut verteilt und Buß' getan. Ich bitt' Euch um Christi willen, Mann, lasset mich bei Euch sein, Euren Knecht lasset mich sein ohn' allen Lohn, und ich will's Euch danken bis an mein End' . . ."

Also ist diese wahrhaftige Historie erzählt auf zwei Fenstern in der Kirche zu St. Kunigunden. In buntem Glas ist sie aufgezeichnet und kunstvoll gefügt, auf der einen Seite, wie der Ritter auf dem Steine sitzt und das Kind ihn halst und küßt, auf der andern Seite, wie der Ritter im Pilgergewand an der nächtlichen Schwelle steht. Und wenn die Sonne durch die bunten Fenster scheint, so fallen vergoldete Strahlen auf die erste Bankreihe und auf das dicke Gebetbuch der alten Mutter Söllrainer, von der ich diese Historie habe.

Gottesliebe - Naechstenliebe



Eines Tages stand ein Gesetzlehrer auf, um den Messias in einer letzten Frage zu erledigen, mundtot zu schlagen, ihn vor dem Volke unmöglich zu machen. Und er sprach:

„Meister, was muß ich tun, um ins ewige Leben zu kommen?" Da sprach er zu ihm: „Was steht im Gesetz? Wie liesest du?"...

Jesus Christus gibt zuerst keine eigene Antwort. Sein Vater hatte diese Urfrage des Menschen schon einmal ganz klar und deutlich beantwortet, als er durch Moses seine 10 Gebote gab:

„Höre, Israel!
Der Herr ist unser Gott allein.
Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen,
mit ganzer Seele
und mit allen deinen Kräften!" (Deut. 6. 4.)

Der Gesetzlehrer wußte diese Stelle sehr gut, ebenso kannte er genau die Verpflichtung zur Nächstenliebe..." Und deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst." (Lk. 10. 27.)

Der Heiland freut sich über dieses biblische Wissen: „Du hast richtig geantwortet; tue das, und du wirst leben!" Schon der himmlische Vater hatte für die Erfüllung dieses Hauptgebotes eine trostvolle Verheißung gegeben: „Barmherzigkeit erweise ich bis ins tausendste Glied denen, die mich lieben und meine Gebote halten." (Deut. 5. 10.)

Der Gesetzlehrer wollte den Heiland hereinlegen. Jetzt mußte er selbst bekennen, daß das Gesetz des Alten Testamentes bereits die gleiche Hauptforderung an den Menschen gestellt hat, nämlich, daß wir Gott über alles lieben sollen! Mehr konnte auch der Heiland nicht verlangen.

Eigentlich weiß das schon jedes Schulkind, daß wir auf Erden sind um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen. Und trotzdem ist die heutige Menschheit unendlich weit von Gott abgekommen, und wir wären froh, wenn überhaupt viele noch so „christlich" wären, daß sie die Frage: „Meister, was muß ich tun, um ins ewige Leben zu kommen", noch stellen würden!

Für gute Eltern gibt es keine bitterere Erkenntnis, als die Tatsache, daß die Kinder ihnen nichts mehr nachfragen, sie kalt und herzlos beiseite lassen, sie einfach übergehen.

Auch der Herrgott beklagt sich einmal bitter über seine Kinder: „Es kennt der Stier den Besitzer und der Esel seinen Herrn, ich aber habe Söhne groß gezogen, und diese sind mir untreu geworden." (Js. 1, 2—3.)

Das ist das eigentlich Tragische unserer Zeit, die meisten Menschen kennen Gott nicht mehr. Sie wissen nicht, was sie alles ihrem Herrgott verdanken. Sie wissen nicht, daß ihre Seele unsterblich ist und für einen ewigen Himmel bestimmt ist. Sie wissen nicht, daß ein unendlich liebender Vatergott sie erschaffen, daß ein Guter Hirte sie am Kreuz erlöste und ein Heiliger Geist sie geheiligt hat. Diese Millionen Menschen freuen sich täglich an der Sonne und denken nicht daran, daß dieses wunderbare Licht ein freies Geschenk Gottes ist, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte! Sie wissen nicht, daß jedes Stücklein Brot von der Wundermacht Gottes stammt, daß wir Menschen doch nur Verwalter himmlischer Gaben sind. Wo ist denn der Mensch, der den Pflanzen das Leben gibt, wo der Gelehrte, der die Tiere ins Dasein ruft, wo der Weise, der den Sternen ihre Bahnen lenkt? — Unglücklicher Mensch, der du aus den geschaffenen Dingen den Schöpfer nicht mehr erkennst!

So sehr hat dich Gott geliebt, daß er seines eingeborenen Sohnes nicht schonte, daß er ihn am Kreuze für dich verbluten ließ, und du willst ihn nicht kennen, nicht lieben, ihm nicht dienen? In der hl. Taufe gab dir Gott die heiligmachende Gnade, kleidete dich mit dem Glanze himmlischer Herrlichkeit, sprach auch zu dir: „Mein Sohn bist du!" Kind Gottes bist du geworden, Him-

melserbe, und du betest so wenig und so schlecht das Vaterunser. Nicht mehr Knecht, nein, Freund nennt dich der Heiland, und du kümmerst dich so wenig um ihn. Wie oft liesest du sein Testament, die Bibel, das Vermächtnis seiner Liebe? Briefe von seinem liebsten Freund liest man doch sonst immer gern! Einst sollst du im Himmel überglücklich sein in der Anschauung Gottes, und du richtest dich hier auf Erden ein und lebst so, als ob der Himmel nur ein Trostpreis wäre für „arme, kranke Seelen", die in der Welt überall zu kurz kommen. Merkst du nicht, daß Gottes Barmherzigkeit auch dich zur Umkehr ruft, zur Dankbarkeit, zur Gegenliebe!



Du fragst vielleicht betroffen: soll ich denn Gott lieben? Was muß ich tun, daß Gott mit mir zufrieden ist? Welche Verpflichtung legt mir seine Liebe auf? Der Heiland gibt dir die Antwort:

„Wenn ihr meine Gebote haltet, bleibt ihr in meiner Liebe, wie auch ich meines Vaters Gebote halte und in seiner Liebe bleibe. Das habe ich euch gesagt, auf daß meine Freude in euch sei und eure Freude vollkommen werde.

Das ist mein Gebot: Liebet einander so, wie ich euch liebte. Niemand hat eine größere Liebe als die, daß er sein Leben gibt für seine Freunde. Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut was ich euch gebiete." (Joh. 15, 10—14.)

Gottesliebe — Nächstenliebe! Das ist deine Aufgabe! Erfüllst du diese, dann wirst du das ewige Leben haben, dann wird die Heiligste Dreifaltigkeit kommen und Wohnung in deiner Seele nehmen, wie es bei Johannes so schön heißt. (Joh. 14, 23.) Wenn du Gott lieb hast, dann wirst du an ihn glauben, dann wirst du auch seine Kirche hören, wirst gerne Gottes Wort in der Predigt anhören und nachher auch befolgen. Wenn du Gott lieb hast, dann wirst du täglich zu ihm beten, wirst es nicht wagen, seinen heiligen Namen zu verunehren und zu mißbrauchen. Wenn du Gott lieb hast, dann wirst du am Sonntag die hl. Messe andächtig mitfeiern, weil es Christi höchstes und kostbarstes Opfer ist, die beste Anbetung, die wertvollste Danksagung, die schönste Sühne für deine Sünden. Wenn du Gott lieb hast, dann wirst du dich interessieren für die Ausbreitung und Vervollkommnung seines Reiches auf Erden, wirst gerne durch dein Gebet, durch dein Opfer und Almosen die Mission in der Heimat und in der Fremde unterstützen. Wenn du Gott aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, mit deinem ganzen Gemüte liebst und aus allen deinen Kräften, dann wirst du immer so denken, so fühlen, so beten, so reden und handeln, als ob die Sache Gottes deine eigene und liebste Angelegenheit wäre. Weißt du jetzt, wozu die Gottesliebe dich verpflichtet? Oder willst du dich auch rechtfertigen, ausreden, wie der Gesetzeslehrer?

Gottesliebe! Ja, das sehe ich schließlich ein, daß eine so übergroße und unverdiente Liebe Gottes zu uns zu dankbarer Gegenliebe verpflichtet. Aber Nächstenliebe! Wer ist denn überhaupt mein Nächster?

Der Heiland gibt keine gelehrte Abhandlung auf diese Frage. Er erzählt schlicht und einfach die Parabel vom guten Samariter, der den schwerverwundeten Mann sofort verbindet, ihn aufhebt und in die Herberge führt und dort noch

alles bezahlt, was der Wirt für die weitere Pflege benötigt. Nächstenliebe ist Dienst an unserem Mitmenschen. Und jeder, der unserer Hilfe bedarf, ist unser Nächster. Weil wir alle Kinder Gottes sind, weil wir alle den gleichen himmlischen Vater haben, weil wir alle vom gleichen Heiland erlöst, vom gleichen Heiligen Geiste im mystischen Leibe Christi geheiligt werden, deshalb ist jeder Mensch unser Nächster, unser Bruder!

Wir lieben jeden Menschen, weil ihn Gott zuerst geliebt hat und er gesagt hat: „Alles was ihr wollt, das euch die Menschen tun sollen, das sollt auch ihr ihnen tun!" Und St. Paulus schreibt an die Römer:

„Liebet einander mit brüderlicher Liebe; in Ehrerweisungen kommt einander zuvor. Die Liebe sei ohne Falsch! Verabscheut das Böse, beharret im Guten. Segnet die, die euch verfolgen; segnet sie und verflucht sie nicht. Freuet euch mit den Freudigen, weint mit den Weinenden. Keinem vergeltet Böses mit Bösem. Haltet, soweit es auf euch ankommt, mit allen Menschen Frieden. Laß dich nicht von dem Bösen überwinden, nein, überwinde das Böse durch das Gute! Bleibt niemand etwas schuldig als die gegenseitige Liebe, diese schuldet ihr ja immer. Denn wer den Nächsten liebt, hat das Gesetz erfüllt. Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses; des Gesetzes Erfüllung ist die Liebe." (Röm. Kp. 12, 13.)

Nächstenliebe verpflichtet also genau so, wie die Gottesliebe, weil wir alle Brüder in Christus sind, Kinder des gleichen Vaters, weil wir alle beten: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!" Wehe uns, wenn wir dem Bruder nicht verzeihen! Wir schneiden uns sonst ins eigene Fleisch! Wie könnten wir Barmherzigkeit vom Vater erlangen, wenn wir selbst grob und herzlos sind gegen den Bruder? Wir müssen immer verzeihen, immer! Nicht nur siebenmal, sondern siebzig mal siebenmal! Der ganze Wert unseres Lebens wird einmal nach dem Maß unserer Karitas, unserer Nächstenliebe gemessen .... „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan!" Alles andere ist Nebensache, Vergängliches! Nur die Liebe bleibt! Darum verpflichtet sie auch immer!

Denk daran, wenn ein Notleidender an der Tür klopft, wenn dein Bruder krank darniederliegt und nach deiner Liebe dürstet. Denk daran, wenn fremde Kinder nach diesem furchtbaren Krieg um eine warme Stube, um ein bißchen Mitleid betteln, wenn sie um ein warmes Kleidchen bitten, um die frierenden Glieder zu bedecken.. Denk daran, wenn dein Freund Kummer leidet, wenn seine Seele betrübt und elend darniedergedrückt ist! Denk daran, wenn unsere Soldaten hungrig unter vollen Obstbäumen vorbeimarschieren, wenn sie einsam und sorgenschwer für dich auf Wache stehen müssen. Denk daran, wenn die armen Heiden durch die verschiedenen Missionen zu dir um Hilfe rufen.

Gottesliebe, Nächstenliebe, Heimatliebe, sie alle verpflichten zur Gegenliebe, zur Dankbarkeit, zur Treue! Die Liebe allein hat aber auch die Verheißung des ewigen Lebens. Nur Liebende finden den Weg zu Gott, denn Gott ist die Liebe!

Gott hat keine gelehrten Leute nötig zum Gelingen seiner Werke. Er wählt im Gegenteil häufig ganz einfache Männer, wie die Apostel waren, um die Welt zu bekehren.

Krankheiten läutern die Seele; sie sind ein kräftiges Mittel, solche, die nachlässig geworden, zur Tugend zurückzurufen; sie eröffnen dem Kranken ein weites Feld, um den Glauben, die Hoffnung, die Ergebung in den Willen Gottes und alle andern Tugenden zu üben.

Lasset uns klein sein, und freuen wir uns unserer Armut, sonst werden wir keine vollkommenen Jünger Christi sein.

Wir sollen nützliche und gute Bücher lesen und von dem Lesen jener absehen, die nur die Neugierde befriedigen.

Wer nur seinen sinnlichen Gelüsten folgt und sich zu ihrem Sklaven macht, verdient nicht, ein Mensch, sondern ein Tier genannt zu werde.

Wenn aus einer geistlichen Gemeinde die Demut ausgeschieden ist, beschäftigt jeder sich mit seinem eigenen Vorteil; daher kommen Parteien, Trennungen, Zerwürfnisse.

Wer könnte wohl vollkommener mit Gott vereinigt sein, als wer nur den Willen des Herrn tut, niemals seinem Eigenwillen folgt und nichts verlangt, als was nach Gottes Wohlgefallen ist!

Ein Vorgesetzter soll seinen Untergebenen den fürstlichen Geist mitteilen, der sie belehren muß. Also muß er zuerst selbst mit Licht und Gnade erfüllt sein, um diese seinen Untergebenen mitteilen zu können, gleichwie die Sonne ihr Licht und ihre Wärme den sie umgebenden Planeten mitteilt.

Indem Gott uns zu dem Stande berief, worin wir uns befinden, hat er sozusagen an diesen Stand die für unser Heil notwendigen Gnaden geknüpft; er wird sie uns aber verweigern, wenn wir unsern Beruf verlassen, um einen andern zu ergreifen, zu dem er uns nicht gerufen hat.

Wir sollen alles für Gott tun, ohne die Achtung der Menschen zu suchen und auf ihren Beifall zu rechnen.

Je ärmer wir sind, desto mehr müssen wir der göttlichen Vorsehung vertrauen, der wir uns in Rücksicht auf die zeitlichen wie auf die geistigen Güter vollständig hingeben sollen.

Die Dankbarkeit für empfangene Gnaden ist eines der wirksamsten Mittel, neue zu erhalten.

Was beunruhigt mich am meisten?

Nicht, das zum Beispiel im Jahre 1948 in einer Großstadt 4800 Ehescheidungen angemeldet wurden, womit neun Richter und 300 Anwälte beschäftigt sind,

nicht, daß nur ein Fünftel der Katholiken noch zur Kirche geht,

nicht, daß sich in unseren Großbetrieben der antikirchliche Geist bemerkbar macht,

nicht, daß so viele sogenannte gute Christen hartherzig sind!

Nein! — Das beunruhigt mich am meisten, daß unsere katholischen Männer größtenteils das alles so gelassen hinnehmen, daß sie sich nicht zusammennehmen, daß sie keine geschlossene Abwehr- und Kampffront bilden gegen den christusfeindlichen Geist.

Eigentlich beunruhigend ist für mich die erschreckende Ruhe, Verschlafenheit, Kurzsichtigkeit so vieler katholischer Männer, die nur an sich und ihre kleinen alltäglichen Nöte denken und sich nicht für die großen Anliegen des Reiches Gottes verantwortlich fühlen, daß sie wieder das Reich der Antichristen gleichgültig wachsen lassen. Wir hatten nach dem Krieg einen religiösen Aufbruch erwartet. Aber nach kurzem Anlauf verebte das meiste.

Mich beunruhigt, daß so viele Männer ihr Christentum am liebsten auf den „rein religiösen Raum" beschränken möchten, in den sie durch den Nationalsozialismus hineingedrängt waren. Das ist nämlich bequem und kann auch in Zukunft nicht etwa „gefährlich" werden.

Mich beunruhigt, daß die meisten keine Verantwortung in der Gemeinde übernehmen wollen und immer sagen: „Ich — ich habe wirklich keine Zeit, ich bin so überlastet!" Unsere Gegner kennen diese Müdigkeit nicht. Sie sind von morgens bis abends am Wühlen. Sie haben wirklich ihre Siege ehrlich verdient.

Mich beunruhigt, daß die Kirche oft wieder in eine schwächliche Defensive gedrängt ist, obwohl wir alle wissen, daß nur der Angreifer gewinnt.

Mich beunruhigt dieser mangelnde Glaube, der nicht Berge versetzen kann, weil er seiner Sache nicht mehr ganz sicher ist und im Unterbewußtsein schon mit dem Sieg der christusfeindlichen Mächte rechnet.

Frage dich, was beunruhigt dich! Gehörst du auch zu den Verschlafenen, die jede Verantwortung scheuen? Gehörst du auch zu den „Ueberlasteten", die keinen Finger rühren? Gehörst du auch zu den Opportunisten, die ängstlich in die Zukunft schauen, um ihr Fähnchen rechtzeitig nach dem Winde zu drehen?

Oder gehörst du zu den Unruhigen, die eine heilige Unruhe zum Apostolat, zum Angriff, zu heiliger Eroberung drängt?

(H. O., Münster.)

Raffiniert

„Du, Hans, warum gibst Du denn heut' Deiner Sau gar nix z'fress'n?"

„Ja, weißt', Stoffel, dös hat sein eig'na Grund: Mei Sau kriegt immer an ein'm Tag gar nix z'fress'n und am andern Tag stopf ich nei' was ins Vieh 'nei' geht! — Woaßt, damit i a schön's durchwachsen's Fleisch kriag, immer a biß'l fett und nachher wieder a biß'l mager.

Erntedank

Du öffnest die Tore deiner Sonne,
O Gott, und segnetest das Land so mild;
Jetzt preisen dich die herbstlichen Gefilde,
Von deinem Ruhme ist das All erfüllt.

Das Feld strahlt auf im Gold der reifen Aehren,
Der Weinberg und die Frucht am Baum dich grüßt;
Ein jeder Tag verkündet dein Erbarmen,
In jede Zeit dein Strom der Liebe fließt.

O Gott, ich will des Herbstes Blumen streuen
Auf jeden Weg zu deinem Heiligtum;
Mit Aehrenkränzen die Altäre schmücken,
Ohn' Unterlaß verkünden deinen Ruhm.

Du läßt auf deinem Feld die Seele wachsen
Empor zum Flammenberg der Ewigkeit
Du führest sie zu deinem heil'gen Mahle,
Entzündest ihr dein Licht am Strom der Zeit.

Ich wandle auf den Fluren deiner Liebe,
Zum Berg der Hoffnung steige ich hinauf;
O großer Gott, schließ mir am Ziel der Wallfahrt
Zu deinem Erntefest die Tore auf.

Ich preise dich, o Gott, mit Aehrenkränzen,
Mit Jubelliedern will ich dich erfreu'n;
Die Lichter, die bei deinem Mahle strahlen,
Soll'n Aufbruch mir zur ew'gen Heimat sein.

Schmidt-Genehr.

vom Schusterseppel



Liebe Leit vom Mariabot!

Heit muß ich eich alle ein glieckselisches Neijohr anwiensche, und die Paulina, was mein mir rechtmäßiges angetrautes Weib is, hot mir den Uftrag gebe, eich alle vin ihr zu soge und zu melde: Mir tun eich wiensche, daß eich der liebe Herrgott alle segnet.

Mit sollen frommn Gespräch will ich eich auch noch vermelde und zu wisse gebe, wie daß ich fier meine Pauline ein schenes Christmaspresent gekauft hob, vonwege weil ich einen guden Preis gekriegt hob. Heit sein die Preise ja net mehr, was sie Jo'hre zurieck gewest sein, und mir sein gornet damit zufriede. Ober Leit, desch muß ich eich soge: Sein mir immer zufrieden mit dem was mir hen. Ich hen schon unnerschiedliches experienced und ich hob auch schon an meine eigene Haut zu fühle bekomme, wie daß es uns gehn tut, wenn mir net zufriede sein.

Solles will ich heit eimol verzähle, vonwege weil solle wahre Begebenheit sich uf die Christmas und uf das New Year passe tut. Sie is nämlich um solle Zeit ge-passiert, aus was weller Ursach sie sich doch passt, zu verzähle.

Ein paar Johre zurieck sein mir auch uf die Christmas zugange. Die Pauline war arg busy gewest, vonwege weil doch alle Weibsleit um solle Zeit sich fier uf die Feiertäg richte tun. Unser Christmascake is schon fertig gewest, mir hen ein großen turquey von unsre Kinner von der Farm bekomme, auch arg viel Fleisch und Wurst hen mir im Haus g'hat, nur die Nudle sein noch net gerichtet gewest. Und ich tu immer soge: „Pauline", tu ich soge, „ohne Nudelsupp hen mir keine Christmas net." Die Pauline hot solles Gespräch net gern, vonwege weil das net katholisch is. Die Pauline sogt allemol: „Ohne Nudelsupp kann ein jeder Christenmensch Christmas hobe, ohne die Meß ober net." Ich explain meinem Weib alle Jo'hr, wie daß ich arg viel uf die Meß halte tu, das ober die Nudelsupp auch her muß.

In sollem Johr also, von was wellen ich verzähle will, hot die Pauline mir den Uftrag gebe, h'nauszugehn und Holz zu spalte, vonwege weil sie das Haus uffwasche wollt. Ich hob geargut und hob g'sogt, wie daß es draußen doch net so warm is und warum daß ich net drin bleibe kann. Da hot die Pauline ieber mich gekommandiert: „Jetzt ober h'naus mit dir. Wenn ich uffwasche tu, breich ich keine Mannsleit net. Und daß du mir die Schuh ausziehst, wenn du wieder h'neinkommst!"

Ich hen gleich g'sehen wie daß mit kein Argument helfe werd. Wenn die Festtäg komme, dann hat halt kein Mann net seinen Frieden, vonwege weil die Weiber wie wietig mit dem Uffwasche und Uffkehre sein.

„Was ein Mann mit experience is, der geht h'naus", hen ich mir gedenkt, und bin gange. Wie ich h'naus wor, hob ich ober einen Fehler begange, liebe Leser und Leserinnen. Ich bin nämlich unzufrieden gewest, vonwege weil die Pauline mich h'nausgeschickt hot. Und aus soller Unzufriedenheit bin ich net gange das Holz zu spalte, wie mein Weib mir uffgetroge hob, ich bin ober h'nieber zum Lubn r Hannes sein Store in die Maistub.

Dorten, beim Lubner Hannes, hen unnerschiedliche Mannsleit gestanne und g'huckt und hen sunflowers gesse. Ich hen mir auch sunflowers gebe losse und hen auch gesse und gespuckt. Ich hob ieber die Mannsleit g'sogt, wie arg doch die Preise gestiege sein, und die Mannsleit hen mir zugebe. Dann sein mir uf die Weizenpreis komme, und nochher uf die Politik.

Mir hen uns so schoen verzählt und unser eigenes business gemeint, da uf eimol schreit der Frinkler Joe ieber den Lamicher August: „August, stop mit deinem sunflowerfresse und spuck mir net die Schuh' voll".

Der August hot noch eimol gespuckt und hot g'sogt: „Ich spuck eich net uf die Fieß!" Und nach solle Wort hot er dem Frinkler Joe ober doch uf die Fieß gespuckt

„Noch eimol wenn du's mochst, hau ich dir den ganzen sunflowerbag ums Ohr!", hot der Frinkler Joe druf geschrien. Ich ober, wo ich ein Mann bin, was christlichen Frieden liebt und verbreite will, ich hob mich in den Streit h'neingemixt und hob g'sogt: „Joe, heit, wo mir vor die Christmas stehn, solln mir uns gornet streite."

„Du verkrippelter Kommunionfresser", hot der Finkler Joe mich druf angeschrien, und hot mir doch mit dem sunflowerbag eins iebers G'sicht gebe, das mir die Sterne vor die Auge gestanne sein. Ich hob mich gleich ufgericht und bin heim. Ich wollte kein Streit net anfange, vonwege weil ich weiß, wie daß die Pauline solles net gleiche tut.

Wie ich heimkomme bin, hot die Pauline ober gleich geschrien:

„Seppel!", hot sie geschrien, „hast dir beim Holzhacke weh getan? Kumm schnell doher, damit daß ich dich uffrichte kann."

Und sie is gesprunge, hot Wasser g'holt und oil, was welles oil sie mir ufs Auge gebe hot. Ich ober, liebe Leser und Leserinen, muß heit bekenne, wie das ich do ein zweiten Fehler begange und mich schuldig gemocht hob. Ich hob mich von die Pauline, dem guden Weib, pflegen lassen wie ein Kind, und kein Wort hob ich net g'sogt, wie das ich kein Holz g'hackt hob, oder im store gewest wor, wo ich mit dem Frinkler Joe in Streit komme bin.

„Jetzt gehst net mehr h'naus, Alter", hot die Pauline ieber mich gesproche, „huck dich hin und trink Kaffe. Ich will kein kranken Mann net fier uf die Christmas hobe." Und nach solle Worte is sie gange, hot mir Kaffe vorgestellt und hot auch noch vom Christmascake angeschnitte, was die Pauline niemols net in meinem langen Eheleben vor die Feiertäg getan hot.

Ich hob mich hiing'huckt und hen gesse und getrunke und hob die Pauline mich behandle lasse, wie als wenn ich ein patient wär.

Uf dn anren Tag, und selles wor der 24. Dezember gewest, is meine Falschheit ober doch an den Tag komme. Mir hen uns grad uf das Mittagessen hinhucke wolle, da kummt doch der Poter.

„Seppel", hot mich der Poter angesproche, „is desch wohr, das eich der Frinkler Joe verkrippelter Kommunionfresser geheisse hot und eich iebers Aug geschloge hot?"

Wie die Pauline solles gehert hot, is sie doch ufgesprunge und hot mich angeschaut, wie als wenn sie mich hätt verschlucke möge. Was sollt ich tun, liebe Leit? Ich hen die Wohrheit verzähle gemußt und hen alles ieber mich nehme gemiest, was die Pauline ieber mich gesogt hot. Und das is plenty gewest, sell kann ich eich verrote.

Anyway, liebe Leit, ich will mich nit dorieber auslasse. Ich will nur soge, daß die Pauline mich sofort zum Holzspalte kommandiert hot, und das ich auch gange bin.

Wie ich so das Holz gespaltet hob, da is doch eine neie Versuchung ieber mich komme, und ihr wißt's, liebe Leser und Leserinnen, desch mir alle schwache Leit sein, was vom Heiland die Erlösung brauche. Da is nämlich der Lamicher August vorbei komme und der hot ieber mich gemeint:

„Seppel", hot er gemeint, desch könne mir vom Frinkler Joe net annehme. Wenn mir jetzt stillschweige, dann werd er morgen noch schlimmer werde."

„August", hen ich zurieckgebe, „ich hob ganz unschuldig gelitte und mein Weib tut solle Sachen net stände. Ich will mich in nix net h'neinmixe."

„Sell breicht ihr net", hot der Lamicher August zrieckgebe, „in nix breicht ihr eich net h'neinmixe, vonwege weil niemond net wiesse werd, wer's geton hot. Seppel, kommst. Do steht mein Gespann. Jetzen fohren mir beide h'naus. Ich weiß, wo die Frinkler Joe homebrew vergrobe hot. Den heben mir h'naus. Dem soll uf die Weihnacht die Kehl vertrocke. Homebrew werd der ober keinen net hobe."

Der August hot mir arg zugeredt, liebe Leit, und ich hob nochgebe, vonwege weil es mich doch arg geplogt hot, dem Frinkler Joe eine Schand anzutun. So hob ich mich denn uf dem August sein Schlitten gehuckt, und mir zwei sein h'nausgefohre uf dem Frinkler Joe sein Land. Dorten, untern Stroh, hot mir der August verzählt, hot der Joe sein homebrew vergrobe.

Mir sein auch gut h'nauskomme, hen den homebrew gefunne, und sein damit wieder hamfohre. Ober, liebe Leit, es is net gut, die Rachsucht zu brauchen. Solles hob ich an jenem Tag wieder eimol erfohre. Mir sein nämlich mit dem Gespann gefohre und hen uns arg gefreit, was man so Schadenfreide nenne tut, da uf eimol kummt doch eine car vom Seitenweg und stopt net. Wie der Fuhrmann von der car uns g'sehe hot, hot er die brakes gezoge. Vonwege weil es ober schlipprig gewest is, is die car rumgeschleudert und uns in den Schlitten h'nein. Mir alle zwei, der August und ich, sein aus dem Schlitten gefalle und der homebrew mit uns. Desch is ober net alles. Das Gefäß, wo daß homebrew drin gewest is, is ufgesprunge und der ganze homebrew is uf den Schnee verspritzt.

Wie ich uf die Erde gefalle wor und die Auge wieder ufgemocht hob, da is mir ober noch ein ärgerer Schrecken ieberkomme, Der cardriver is nämlich mein eigener Bub gewest, was sein Weib mit sich g'hat hot und die Pauline, was meinem Buben seine Mutter is und mein Weib. Mein Bub hot die Pauline zu sich uf die Farm g'holt, vonwege weil die Pauline meine Schwiegertochter versproche hot, ihr einen Rock zu verschneidren.

Wie die Pauline mich g'sehe hot, is sie gleich ieber mich und hot gefrogt und gesproche, ob ich mir nix net weh gemocht hob. Wie sie nochher g'sehn hot, wie daß ich noch ganz g'sund wor, hot sie mich ausg'frogt, warum daß ich uf dem Land herumfohre tu, anstatt daß ich Holz spalte.

Ich hobe ober keine Antwort net gebe gekonnt, vonwege weil sie inzwischen den homebrew g'sehn hot. Und da hot's doch was gebe!

Liebe Leit, auch von seller Geschicht will ich weiter nix net rede. Ober gude Weihnochte hen ich solles Johr net g'hat. Die Pauline hot ja nix mehr net g'sogt, vonwege weil es Christmas gewest is, wo mir uns alles verzeihe solln. Sie hot mir auch verziehn, ich hob ober h'nieber gemießt zum Frinkler Joe und hob ihm alles verzähle müssen. Es is nur ein Glieck gewest, daß dem Joe sein Weib arg christlich is. Die hot mir gleich g'sogt, wie daß ich keinen homebrew net zurieckgebe breich, vonwege weil sie sollen stoff net im Haus hobe will und weil der Joe „Kommunionfresser" ieber mich g'sogt hot. Auch mit Joe hen mir Frieden gemocht, und ich hob ihn fier uf den Christmastag zum supper eingeloden, was welle Einladung Joe auch befolgt hot.

Und so könnt ihr sehn, liebe Leser und Leserinnen, wie daß der Mensch in arge troubles komme kann, wenn er net zufriede is. Ich bin unzufriede gewest, vonwege weil mich die Pauline fier uf das Holzspalten gekommandiert hot, und desch hot sich mir arg schlecht bezohlt. Sein mir denn immer zufrieden, und Mannsleit, wenn die Weiber soge: „H'naus mit eich, Holz spalte, vonwege weil mir ufwasche wolln", dann geht's liebers und spaltets Holz.

Mit sollem guden Rat grießt eich

der Schusterseppel.

Aus der Alten in die Neue Welt

(Fortsetzung

Trennungsweh und Abschiedssegen

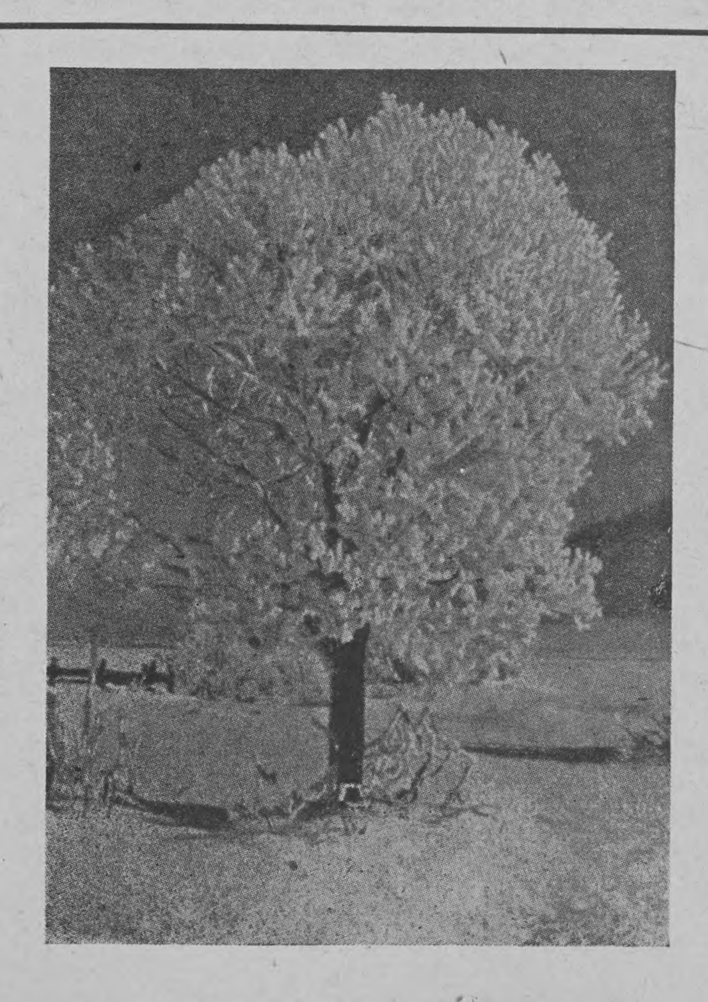
Zu hause erwartete man mich mit der größten Spannung. Meine Schwester hatte die Begebenheit mit dem Mädchen auf dem Kirchhof erzählt, und alle wunderten sich sehr darüber. Es war spät nach Mittag und um 4 Uhr sollte ich fort. Ich erzählte, wie der Priester mir geholfen und sie freuten sich, waren zugleich aber auch traurig, daß alles auf einmal so schnell gehen sollte. Die Mutter weinte unaufhörlich. Die Schwierigkeiten, auf die der Priester Mosniok hingewiesen, behielt ich für mich, um ihr den Abschied nicht noch schwerer zu machen. Ich tröstete die Mutter mit dem Hinweis, daß der liebe Gott mir so herrlich geholfen habe. Sie aber sagte: „Ich weine nicht, weil du fortgehst; denn du gehörst mir ja nicht mehr. Aber wer kann mir versichern, daß dir auf der schweren Reise nichts passiert! Du bist doch ganz allein und ohne jeden Schutz!“ Ich suchte sie zu beruhigen, aber sie wollte sich nicht trösten lassen und ihr Schmerz hat mich tief ergriffen.

Ich sagte ihr zuletzt: „Mütterchen, ich muß nun bei allen Verwandten Abschied nehmen, ehe sie wieder zur Arbeit auseinander laufen.“ Die Brüder und Schwestern wohnten zerstreut im Dorfe umher. Als das geschehen, hab ich schnell gepackt; was die Mutter nur zu bieten hatte, hat sie für mich hergegeben. Hungern sollte ich auf der Reise um keinen Preis.

Der schwerste Augenblick war nun gekommen. Ich kniete vor die Mutter hin und dankte ihr für alles. Ich bat um ihren Segen. Anschauen durfte ich sie nicht; das Herz klopfte mir zu sehr. Ich eilte ins Nebenzimmer und warf mich hin vor's Kreuz und brachte mich dem Heiland mit bebendem Herzen zum Opfer dar. Gestärkt kehrte ich zur Mutter zurück. Doch wie erschrak ich, als sie sich für den Weg zum Bahnhof fertig machte. Ich suchte sie zurückzuhalten; aber nein, sie mußte mit. Wir gingen hinaus.

Noch einmal schaute ich zurück auf's geliebte Vaterhaus und alles, was damit zusammenhing. O war mir diesmal doch der Abschied schwer; ich ging auf Nimmerwiedersehen.

Auf dem Bahnhof angekommen, schaute ich mich nach einer Fahrkarte um. Ein Beamter erklärte mir, es würden keine ausgegeben, da doch niemand fahren dürfte. Er fragte mich nach dem Ziel meiner Reise. In 20 Minuten käme ein Soldatenzug, aber der ginge nur bis Kandcerzin. Ich setzte mich zur Mutter hin mit meiner Schwester und deren Sohn neben ihr. Doch kaum hatte ich mich hingesetzt, als auch schon der Zug angesaust kam mit Militär ganz vollgepfropft. Ich glaubte, ich hätte noch eine Viertel Stunde Zeit. Da drängte mich ein Bahnbeamter schleunigst einzusteigen; der Zug würde in 2 Minuten weiterfahren. Schnell kniete ich mich nochmals vor die Mutter hin; ich vermochte nur das Wort „Mütterchen“ hervorzustoßen. Wir umarmten uns das letzte Mal; sprechen konnte keiner mehr. Ich eilte hin zum Zug. Hinter mir hörte ich noch ein Flehgebet wie aus großer Angst: „Jesus, Maria!“ Meine Mutter hätte alles unter gewöhnlichen Umständen nicht so schwer genommen. Als meine Schwester 20jährig nach Aegypten ins Klo-



ster ging, hat sie alles ruhig über sich ergehen lassen. Aber jetzt war die Lage anders. Wie oft hörte man, daß da und dort einer erschossen worden sei; daß man in Katowitz Bomben aus den Fenstern auf die Straße geworfen; daß in der Nacht immer wieder Schüsse krachten. Und ich sollte allein in so etwas hinein. Darum war der Mutter Angst so groß.

Unter den Soldaten

Als die Soldaten sahen, daß ich in den Zug wollte, sprangen sie heraus, nahmen mir die Packete ab und hätten beinah mich noch selber mit hinein getragen. Sie machten mir Platz am offenen Fenster, wo ich nach meinen Lieben Ausschau halten konnte. Der Zug setzte sich gleich in Bewegung. Meine Mutter lag besinnungslos in den Armen meiner Schwester. Nur mein Neffe winkte noch ein letztes Lebewohl. Gerne hätte ich mich von da ab meinen inneren Empfindungen überlassen. Aber die munteren Soldaten bestürmten mich mit Fragen aller Art. Ich fühlte mich wohl in ihrer Mitte; ihr Benehmen und ihre Unterhaltung waren durchaus passend und feinfühlend. Als sie vernahmen, daß ich über die Grenze wollte, sagten sie: „Das wird man Ihnen nicht erlauben." Einer sagte: „Dieser Tage wollte Ihre Freundin auch über die Grenze, mußte aber wieder zurück." „Meine Freundin?" sagte ich. „Wie kennen Sie meine Freundin, da ich Ihnen ganz fremd bin?" Darauf antwortete er: „Na, so eine Schwester wie Sie!"

Schließlich sind wir in Kandcerzin angekommen. Es war einhalb zehn Uhr abends. Alles stieg aus, ich ebenfalls. Ich stehe auf dem Bahnsteig und weiß nicht wohin. Die Soldaten umringen mich und beraten, was zu tun sei. Der Zug konnte nicht weiter; von da bis nach Kosel, der deutschen Grenzstadt, waren die Geleise unterbrochen. Ich wollte an der Bahn entlang zu Fuß nach Kosel gehen, aber die Soldaten ließen es nicht zu; sie warnten mich, man würde mich erschießen, da jene Stadt mit Bewaffneten umlagert sei. Nachdem sie hin und her beraten, sagten sie: „Kommen Sie, wir führen Sie zum Kommandanten. So ging ich ohne die geringste Unruhe mit zu diesem Herrn. Zwei schwarzgekleidete Männer saßen mit ihm am Tisch; sie staunten mich an und musterten mich scharf. Bei allen Antworten, die ich gab, beobachteten sie genau meinen Blick und meinen Mund. Da ich sie aber frei und offen anschaute, erzeigten sie mir die große Güte. Wunderten sich nur, wie ich soweit gekommen sei. Als ich den Priester Wosniok erwähnte und seinen Schein mit Stempel zeigte, leuchtete Freude auf ihren Gesichtern; aber die Unterschrift nebst Stempel untersuchten sie doch sehr genau. Auf meine Frage, ob ich nicht gleich zu Fuß nach Kosel gehen dürfte, sagten sie nein. „Hier ist die Feuerlinie und Sie würden sofort als Spionin erschossen werden. Verbringen Sie die Nacht lieber bei den hiesigen Schwestern; einer von uns wird Sie dahin führen." Schon ergriff der jüngste von ihnen meine Handtasche und begleitete mich zum Kloster. Man rief mir noch nach, ich solle mich am nächsten Morgen wieder stellen.

Bei den Schwestern angekommen, wollte ich meinen Führer für seine Dienste bezahlen. Der aber lehnte ab und sagte: „Nein, Schwester: so wie ich gegen Sie barmherzig war, so soll auch mir der liebe Gott barmherzig sein." Als er nun klingelte, öffnete eine Schwester die Tür in der Meinung, daß wieder ein Schwarm Soldaten angekommen sei. Aber welche Augen machte sie, als sie den Herrn mit einer Schwester eintreten sah! Fragend schaute sie bald auf ihn und bald auf mich. Mein Begleiter sagte lächelnd: „So, Schwester, heute bringe ich Ihnen mal anderen Besuch." Nach einigen lieben Worten entfernte er sich.

Das Kloster und Hospital der Marienmägde war mit Soldaten ganz besetzt. Kranke waren keine da. Man führte mich in ein Zimmer und bemerkte, daß das der einzig freie Raum im Hause sei. Ich sollte mich nicht stören lassen, wenn's bei den Soldaten ein wenig laut zuginge. Während einer kleinen Magenstärkung, wofür ich dankbar war, erzählte man, die Stadt sei beinah leer. Nur 50 Familien seien geblieben.

Am Morgen nach der hl. Messe brachten die Schwestern einen ganzen Stoß Briefe, die sie in der Nacht geschrieben hatten. Einige waren von der Geistlichkeit, die in der Stadt geblieben. Da man so lange schon keine Nachrichten hatte schicken können, bat man mich, den Packen mitzunehmen; es müssen 40—70 Stück gewesen sein. Sie mitzunehmen erfüllte mich mit schweren Sorgen. Aber die Schwestern versicherten, daß man mich nicht untersuchen werde. So nahm ich sie mit. Sie versprachen auch für mich zu beten, damit ich glücklich durchkommen; ferner haben sie auch sämtliche Kerzen in dieser Meinung in ihrer Kapelle angezündet.

Ich machte mich auf zur Morgenbegegnung mit den Herren von gestern Abend. In einem Vorzimmer hatte ich zu warten. Drinnen waren zwei Männer im Verhör. Nach einer halben Stunde kam mein vorabendlicher Begleiter heraus und flüsterte mir zu: „Spione!" Wie mich dieses Wort getroffen hatte! Was sollte ich tun mit all den Briefen, die man mir angehängt! Nach einer Weile kam der Mann mit zwei Soldaten zurück. Im nächsten Augenblick öffnete sich die Tür des Verhörzimmers und die zwei Männer wurden von den Soldaten abgeführt. Mein Freund nahm mich alsbald hinein und, da er sich nach wie vor sehr freundlich zeigte, fragte ich ganz leise: „Erschießen?" Er zwinkerte mit den Augenliedern „Ja." 25 Jahre sind seitdem verflossen, aber der verzweifelte Gesichtsausdruck der zwei Verurteilten steht noch immer lebendig vor meiner Seele.

Als ich hineintrat, sahen die Herren mich wohlmeinend an und behandelten mich mit großer Güte. Trotz allem haben sie mich gründlich ausgefragt. Als sie jedoch sahen, daß ich frei und ohne nachzudenken sprach, glaubten sie mir. Einer wollte noch wissen, was ich in den Packeten mit mir trug. Ich sagte, es seien Nahrungsmittel für die Reise. Dem Stempel vom Priester Wosniok fügten sie dann den ihren bei. Gaben mir noch einen Ausweis mit und sagten, ich solle diesen an der Grenze vorzeigen. Mit so vielen Papieren bewaffnet

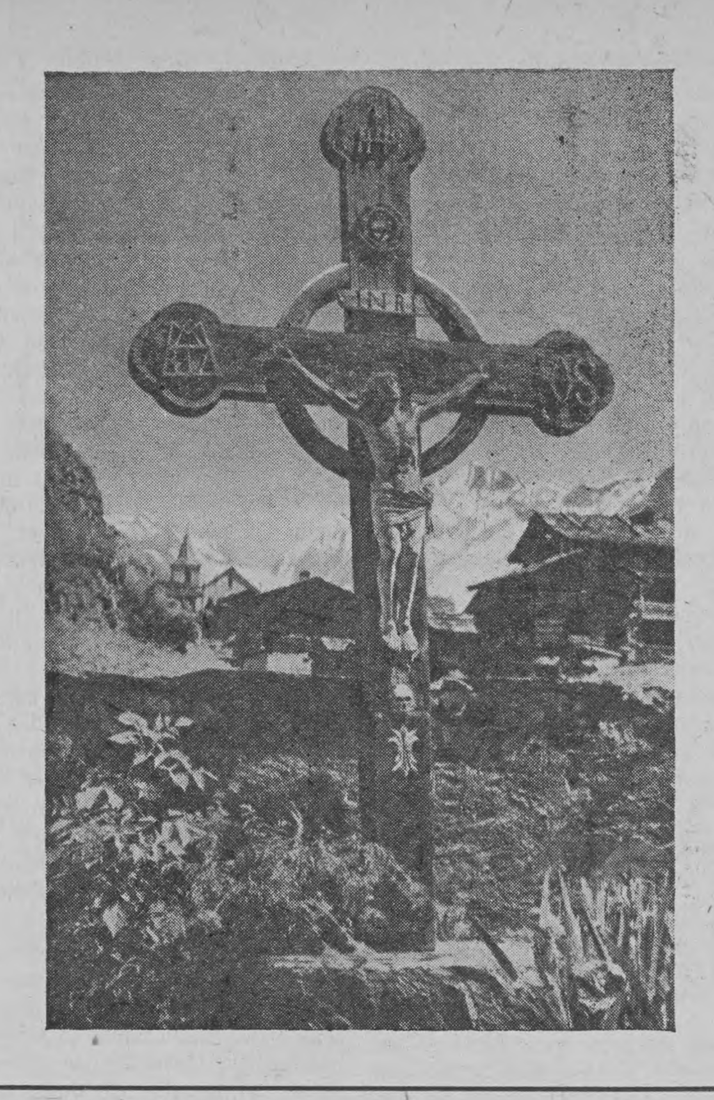
war ich sicher, daß ich glücklich durchkommen würde. Mit Dank gegen Gott verließ ich das Haus.

Neue Schwierigkeiten

Zwischen Kandcerzin und Kosel läuft eine Feldstraße nicht ganz zwei Meilen lang. Halbwegs auf dieser Straße liegt die polnisch-deutsche Grenze. Ich schritt frohen Mutes voran. Zur besonderen Freude gereichte es mir, daß ich an unserem berühmten Wallfahrtsort Sankt Annaberg vorbeimußte. So konnte ich noch aus der Nähe von diesem geliebten Orte Abschied nehmen. Schon war ich weit im Felde draußen; da sehe ich auf einmal von allen Seiten Soldaten auf mich zulaufen. Wie aus dem Boden schienen sie herauszuwachsen. All meine Papiere schienen hier umsonst; auf jedes hatten sie nur die eine Antwort: wier haben den Befehl, hier niemand durchzulassen. Auf der Seite der Feldstraße stand ein kleines Häuschen. Aus dem trat eine junge Frau hervor und näherte sich uns. Als ich sie sah, erfaßte mich furchtbare Schrecken. Ich hatte den Eindruck, als würde sie mich untersuchen. (O die verhängnisvollen Briefe!) Indeß meine Unruhe war unbegründet. Sie hat nur zugehorcht, worum sich's handelte, und ging dann ihren Weg. Zu den Soldaten sagte ich: „Ich gehe nicht zurück; mein Weg geht nach Amerika." Die aber verharrten fest auf ihrer Weigerung. Zuletzt sprachen sie von ihrem Kommandanten. Plötzlich nahmen zwei von ihnen die Gewehre hoch; dazu je ein Packet von mir in ihre rechte Hand, mich selber in die Mitte. So zogen wir in's dreiviertel Stunden entfernte Kandcirzin zurück. Mir ging's beständig durch den Sinn: „So sollte mich die Mutter sehen!" Dazu kam der Gedanke: „Jetzt wird sich's zeigen, ob der liebe Gott mich in Amerika haben will." Schließlich sind wir am Ziele angelangt; mein Herz klopfte vor Erwartung.

Die glückliche Lösung

Wieder fand ich drei Herren in einem Raum beisammen; mehr wohlmeinend als fragend schauten sie mich an, als hätten sie um



meine Sache schon gewußt. Aber siehe, auch die junge Frau stand da. Wie ich die bemerkte, packte mich wieder große Angst. Sie hatte offenbar den Herren erzählt, was sich an der Grenze zugetragen. Nach einigen kurzen Fragen verlangten sie noch meinen Paß; sie prüften ihn genau und wisperten sich einander zu. Dann sagte der ältere zu meinen zwei Soldaten: „Die Schwester laßt ihr durch!" Wie ich in dem Moment gefühlt hab, kann ich nicht beschreiben. Der Wille Gottes hatte hier gesiegt.

Als ich mit den Soldaten wieder auf dem Marsch war, sagten sie: „Sie können aber von Glück reden Schwester! Sie sind von Hunderten die einzige, die durchgelassen wird." So gingen wir mit angenehmer Unterhaltung der Grenze zu. Als wir ihr schon ziemlich nahe kamen, eilten all die anderen Soldaten herbei und staunten über meine Wiederkehr. Einer bemerkte: „Schwester, das ging nicht mit natürlichen Dingen zu." Ich erwiderte: „Der liebe Gott hat's so gemacht; ich muß nun einmal nach Amerika." Die guten Soldaten wünschten mir das bisherige Glück für meine weiterreise, und ich wanderte dann allein der deutschen Grenzstadt Kosel zu.

Auf der deutschen Seite

Aeußerst ermüdet, glaubte ich die Stadt nicht zu erreichen. Mitten im Feld war auch keine Menschenseele zu sehen, die mir hätte helfen können. So kam ich nur langsam voran. An der Stadtgrenze stieß

ich auf einige Männer in Civil. „Bin ich denn noch nicht fertig?" seufzte ich. „Was wird nur jetzt noch kommen?" Aber sie fragten mich nur nach dem Paß und ließen mich weiter gehen. Bald nachher traf ich eine Droschke und ich bat den Kutscher, mich zum Bahnhof zu bringen. Hatte noch vier Stunden bis zum nächsten Zug nach Schweidnitz. Dessen freute ich mich; denn ich bedurfte der Erholung. Der Wartesaal war ganz leer. Ich gedachte mich der Briefe zu entledigen und wollte sie gleich auf der Bahn abgeben. Aber von dem langen Marsche und dem warmen Maienwetter ganz durchnäßt war ich Schuld, daß sie alle aneinander klebten; die Briefmarken waren teilweise abgerissen und die Adressen stark verwischt. In dem Zustand konnte ich sie nicht befördern; ich mußte sie mit nach Schweidnitz nehmen.

Im Mutterhaus

Gegen elf Uhr in der Nacht kam ich in Schweidnitz an. Die Schwestern waren schon zur Ruh. Darum meldete ich mich nicht an der Hauptpforte; man erwartete mich ja nicht. Darum ging ich nach der Hinterseite und läutete wiederholt. Niemand schien darauf zu horchen. Da fiel mir ein, daß die Dienstmädchen des Klosters ihre Zimmer an der Straße haben. Wie freute ich mich, noch Licht bei ihnen zu be-
ze wollte, sagten sie: „O Schwester
merken. Ich klopfte mit dem Schirm ans Fenster; sie näherten sich dem Vorhang und äugten scheu hindurch. Sie hatten mich alsbald erkannt: denn ich hörte draußen, wie sie laut ausriefen: „Das ist ja Schwester N.!" Kaum daß ich an der hinteren Gartentür anlangte, stand sie auch schon offen und sie empfingen mich mit der größten Freude. Bald merkten wir, daß sich auch auf der Veranda am Kloster etwas regte. Wir schritten hin, um zu sehen, was es wäre. Da steht die gute Mutter Hilaria und winkt mit ausgestreckten Armen. Sie ruft mir leise zu, zur Küchentür zu kommen; dort werde sie mich hereinlassen. Froh und glücklich stand ich nun im Kloster. Wegen des strengen Stillschweigens durften wir uns nicht weiter unterhalten. Mutter Hilaria sagte nur kurz, sie sei bereits im Bett gewesen, hätte aber keine Ruhe gehabt; etwas hätte ihr gesagt, daß ich kommen werde. Zur Zeit wo der Zug einläuft, sei sie dann mit dem Gedanken aufgestanden: jetzt will ich mich überzeugen, ob die Unruhe echt ist. Und wie freute sie sich, sich nicht enttäuscht zu haben. Ich zog die Schuhe aus, und wir gingen leise in die Klausur, jede in ihre Zelle. Und so leise als nur möglich, machte ich mich ins Bett.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Als ich auf dem Weg zur Kapelle den Schwestern begegnete, blieben diese stehen und schauten, als trauten sie ihren Auegn nicht. Ich selber konnte mich des Lachens kaum erwehren. Am Kapelleneingang blieb ich stehen, um mich der Oberin zu zeigen. Wie sie kam und mich bemerkte, wich sie vor Ueberraschung zurück, hob die Arme vor Staunen und wortlos mit verschränkten Armen gingen wir in die Kapelle. Das große Stillschweigen, das bis nach der hl. Messe verpflichtet, sollte nun einmal nicht gebrochen werden. Später kam sie dann zu mir und sagte, daß sie mich nach dem Frühstück gleich zu sprechen wünsche und fügte noch bei, wenn sie auch das ganze Jahr die Zerstreuungen beim Gebet überwunden hätte, heute sei es ganz unmöglich gewesen. Wie ich dann zu ihr kam und die vielen Briefe auf den Tisch hinlegte, schaute sie mich mit großen Augen an; über den Wagemut der Schwestern von Kanderzin konnte sie nur staunen. Was hätte mir in der Tat damit passieren können! Mit Erzählen und Berichten konnte ich an dem Tag nicht fertig werden; wollte doch jede Schwester gerne etwas wissen, zumal mehrere von ihnen aus Oberschlesien stammten.

Nach Amerika

Meine Sachen wurden noch am selben Tage auf die Bahn verfrachtet. Die der anderen Schwestern waren schon unterwegs. Spät am Abend hieß es Abschied nehmen. Wir fuhren über Liegnitz, Berlin nach Hamburg; von da fünf Stunden mit einem kleinen Schiff auf der Nordsee bis Grymsby (England). Dann nahm uns der Zug nach Liverpool, wo wir den amerikanischen Dampfer „Carmania" bestiegen. Wir landeten in Halifax und begaben uns über Quebec, Montreal, Winnipeg nach Regina. Von der „Mission" wurde ich freilich schon beim ersten Anblick enttäuscht. Hatte stets geträumt von Indianern unter ihren Zelten, so wie man es drüben so oft gehört und gelesen hatte. Aber von richtigen Heiden oder Wilden fand sich keine Spur.

—Sr. A. O.S.U.

Laut künden in Türmen der Kirchen
Die Uhren entschwundener Zeit
Und hämmern in klingenden Schlägen
Die Stunden der Ewigkeit.
Es mahnen spätherbstliche Fluren
Das Auge im zeitlichen Bild
Vertraut ans vergängliche Leben
Mit farbenvergilbtem Schild.
So pilgerten wir heute in Scharen
Zu toten Geliebten ans Grab
Und falten in frommen Gedanken
Die Hände am Wanderstab.
Benetzen mit perlenden Tränen
Der Schlummernden Hügel wie Tau.
Beleuchten im Dämmer mit Lichtlein
Die blühende Friedhofsau.
Und beten zum Troste der Seelen,
Daß ihnen beschieden sein mag,
Im Himmel den Schöpfer zu schauen.
Heut ist „Allerseelentag"!

Aloys Mayer

Des

Herrn Markus heilige Sorgen



vom Schriftleiter

„Die sollte Schwester Judith heißen“, ging es dem Herrn Markus durch den Kopf, als er auf die Schwester am Fenstersitz schaute. Aus ihren Augen, aus den Zügen um den Mnd und aus jeder ihrer Bewegungen sprach etwas Herrisches und Achtung Gebietendes.

„Wollen Sie meine Brille einmal versuchen?“, ließ sich da wieder eine Stimme hören. Es war die alte Schwester mit dem Muttergesicht, die also sprach. Sie hatte die Augengläser bereits von irgendwo hervorgekramt. Sie hielt sie in leicht hervorgestreckter Hand dem Pfarrer von Fatima entgegen.

Herr Markus räusperte sich.

„Vielleicht sollte ich es doch versuchen“, sprach er zögernd. Dann griff er nach der Brille, setzte sie sich auf, öffnete das Brevier, und machte eine Probe.

Es ging. Die Brille paßte sehr gut. Und Herr Markus konnte seine Tertia beten. Er fügte noch die Gebete der sechsten und der neunten Stunde hinzu, dann schloß er sein dickes Gebetbuch.

Die Schwestern waren inzwischen ganz still gewesen. Keine hatte gesprochen.

„Vielen Dank, ehrwürdige Mutter“, sprach Herr Markus, als er der alten Nonne die Augengläser zurückreichte.

„Gern geschehen“, gab diese zurück. „Aber ehrwürdige Mutter bin ich nicht. Schwester Maria Judah hier ist unsere ehrwürdige Mutter.“

„Ah, da hab ich also doch recht geraten“, entschlüpfte es dem Herrn Markus da.

„Was haben Sie recht geraten?“, lächelte die Schwester mit dem Muttergesicht. Herr Markus bemerkte, daß Schwester Maria Judah, und daß auch das junge Nonnenkind groß auf ihn schauten.

„Als ich Euch so betrachtete, liebe Schwestern, kam mir die Judith in den Sinn, die Judith aus der Bibel. Die mußte wohl so ausgeschaut haben wie Schwester Maria Judah“, lächelte Herr Markus zur Schwester am Fenster hinüber.

„Wieso denn?“, fragte diese ernst. Herr Markus fragte sich in demselben Augenblicke, ob Schwester Maria Judah wohl auch lächeln könne.

„Weil die Judith doch ein starkes Mädchen gewesen sein mußte. Jemandem mit einem Schwerte den Kopf abzuschlagen, dazu gehört Mut. Und Kraft muß man auch haben. Ich dachte mir, als ich Sie vorhin so anschaute, daß sie ganz gewiß das Zeug dazu in sich haben müssen.“

Jetzt zog doch ein leises Lächeln über Schwester Maria Judah's Züge. Sie antwortete dem Pfarrer nicht, wandte ihr Gesicht dem Fenster zu und schaute hinaus. Herr Markus merkte, daß Schwester Maria Judah sich sehr geschmeichelt fühlte, und das gefiel ihm nicht besonders.

„Fahren Sie weit, Herr Pfarrer?“, fragte die alte Schwester da wieder.

„Ich möchte den hochwürdigen Herrn Manuel Sascao besuchen. Ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen. Es ist ziemlich weit von Fatima bis zu ihm hin.“

„Sind Sie der Pfarrer von Fatima?“, fragte Schwester Maria Judah laut.

„Ja, ich bin der Pfarrer von Fatima“, entgegnete Herr Markus.

Diese Botschaft erregte unter den drei Schwestern großes Interesse. Alle schauten sie auf ihn, die alte Schwester ehrfürchtig fromm, das jüngste Schwesterchen mit kugelgroßen Augen, Schwester Maria Judah prüfend und kritisch.

„Was denken denn Sie von den Erscheinungen im Irenental?“, fragte Schwester Maria Judah nach einer Weile.

„Dasselbe, was die heilige Gottesmutter davon denkt, ehrwürdige Mutter“, entgegnete Herr Markus. Er konnte die Fragende einfach nicht mit dem Titel Schwester anreden. Sie war ehrwürdige Mutter Oberin, und sie war es vom Kopf bis zu den Füßen, gerade wie zu hohen Aemtern geboren.

„Sie meinen, Sie glauben, daß die heilige Gottesmutter ihren Kindern im Irenental erscheint?", fragte Schwester Maria Judah weiter.

„Ja, das glaube ich."

„Haben Sie die Kinder schon beim Arzt gehabt?", wollte Schwester Maria Judah wissen.

„Warum denn beim Arzt?", verwunderte Herr Markus sich. „Die sind doch nicht krank?"

„Einbildungen sind auch eine Krankheit. Eine sehr gefährliche Krankheit sogar", erwiderte Schwester Maria Judah darauf mit überzeugter Stimme.

Herr Markus beugte sich vor:

„Hören Sie einmal, ehrwürdige Mutter, ich verstehe auch etwas von Krankheiten und von den Menschen. Die Kinder sind nicht krank. Sie sind kerngesund, auch geistig. Und das ist nicht nur mein Urteil. So urteilen auch andere erfahrene Priester. Sie sind auch keine Lügner, dafür bürge ich persönlich. Kennen Sie den Franz und die Mädchen? Man muß sie kennen, ehe man bei ihnen von Einbildung oder Lügen spricht. Die heilige Gottesmutter ist viermal dagewesen, da ist garnichts daran zu ändern. Und sie wird noch zweimal kommen, am 13. September und am 13. Oktober."

Schwester Maria Judah lächelte fein. Dem Herrn Markus ging dieses Lächeln auf die Nerven. Es sah ihm fast wie Spott aus und wie stilles Mitleid eines modernen Städters mit der Einfalt eines Dorfpfarrers. Und Herr Makus begann ebenfalls die Sünde des Stolzes zu begehen, denn er sprach:

„Sie müssen nicht denken, ehrwürdige Mutter, daß ich ein Tor bin. Ich weiß auch etwas vom Leben, und auch von der Theologie."

Er merkte, daß die Schwester mit dem Muttergesicht und auch das junge Schwesterchen mit erschrockenen Augen auf ihn schauten. Die Unterhaltung war wohl doch etwas zu scharf geworden. Schwester Maria Judah schien sich jedoch garnicht daran zu stoßen. Sie schien Widerstände gewohnt zu sein und ihr Kopf war wohl auch bis oben angefüllt mit eigenem Meinen.

„Ich wollte Sie nicht beleidigen, Herr Pfarrer. Ich kritisiere nicht Sie, sondern den Glauben an die Erscheinungen. Sie haben vorhin den hochwürdigen Herrn Manuel Sascao erwähnt. Ich kenne ihn sehr gut und ich halte viel auf sein Urteil."

„Wie der mir leid tut", sprach da die alte Schwester, „ich habe in der Zeitung gelesen, was man über ihn spricht. Ich kann es einfach nicht glauben. Den jagt wohl die heilige Gottesmutter, weil er nicht glauben will."

Schwester Maria Judah warf einen kalten Blick auf die Sprecherin. Dann sprach sie:

„Jeder soll halt glauben, wie er will. Aber, Schwester, was Sie da reden, ist fast sündhaft. Sie sollten doch wissen, was der heilige Johannes vom Kreuze sagt: Nicht jedes Leid darf als Strafe Gottes betrachtet werden, als Strafe, die dem Leidträger auferlegt wird. Gott legt den Heiligen Kreuze auf, und der hochwürdige Herr Manuel Sascao ist ein Heiliger. Er büßt für die Sünden anderer."

„Wäre es nur so!", seufzte die alte Schwester auf. Das junge Schwesterchen schaute immer erschrockener von einem zum anderen. Schwester Maria Judah wurde jedoch ganz rot im Gesicht:

„Derartige Gespräche zu führen ist nicht nach der Liebe. Schwester Augustina, Sie beten dreimal den Rosenkranz", rügte sie scharf.

Schwester Augustina nickt still mit dem Kopfe.

„Die werde ich beten, ehrwürdige Mutter. Und ich bitte auch um Verzeihung, falls ich etwas gesagt haben sollte, was ich nicht hätte sagen sollen."

Herr Markus fühlte sich garnicht wohl. Die ganze Unterhaltung war ihm unangenehm. Eigentlich hätte er der ehrwürdigen Mutter doch etwas sagen sollen. Er hatte jedoch fast Angst vor ihr. Wenn die einen anschaute, mußte man schon allen Mut zusammenkramen, um ihr die Stirn bieten zu können. Mit Männern konnte Herr Markus sich gewaltig herumstreiten. Mit Frauen jedoch nicht, und ganz besonders nicht mit Schwestern. Das lag ihm einfach nicht im Blute.

„Ich werde etwas essen müssen", sprach er, um Ablenkung zu bringen. Zu gleicher Zeit griff er nach seinem Paket, begann es zu entwickeln, und sich eine Brotstulle hervorzuholen. Er machte ein großes Kreuzzeichen. Dann biß er ins Brot.

Schwester Augustina sprach leise:

„Möge Gott Ihnen einen guten Appetit geben, Herr Pfarrer."

Die jüngste Schwester schaute, als wenn sie noch nie in ihrem Leben einen essenden Priester gesehen hätte.

Schwester Maria Judah lehnte sich dem Fenster zu. Herr Markus ärgerte sich wieder über sie. Die schien wohl ihre Verachtung über die ungebundene Art und Weise des Essens ausdrücken zu wollen, dem der Herr Markus sich hingegeben hatte. Es schmeckte ihm garnicht, dieses Essen. Er aß aber doch, um auf andere Gedanken zu kommen.

Während des Essens schaute er auf die jüngste Schwester."

„Wie heißt du denn, Kind?", fragte er kauend.

„Schwester Maria Josephina", entgegnete die Gefragte.

„Schwester Maria Josephine, Herr Pfarrer, sagt man", belehrte Mutter Maria Judah streng, die Worte „Herr Pfarrer" ganz besonders betonend.

„Schwester Maria Josephina, Herr Pfarrer", wiederholte die junge Schwester leise. Herr Markus sah, daß ihre Lippen zitterten.

„Josephina, das ist ein schöner Name. Du hast einen sehr guten Schutzpatron, Kind. Der heilige Joseph ist ein großer Mann."

„Entschuldigen Sie, Herr Pfarrer", sprach da Schwester Augustina wieder, „wenn die heilige Gottesmutter ins Irenental kommt, gibt sie dann auch den vielen anderen, dort versammelten Leuten irgendein Zeichen ihres Daseins?"

„Schwester Augustina, wollen Sie bitte dieses Ge-

spräch abbrechen?", wandte sich da die ehrwürdige Mutter Judah an die alte Schwester.

Herr Markus wischte sich grimmig über den Mund. Das war ihm doch etwas zu stark. Da muß eine gute Lektion gegeben werden, so wahr er Seelsorger ist.

„Ja", sprach er laut und kräftig, „die heilige Gottesmutter gibt allen Leuten große Zeichen ihrer Gegenwart. Nur die drei Kinder dürfen sie von Angesicht zu Angesicht sehen. Alle anderen Menschen sehen jedoch das wundersame Lichtwölkchen, das die heilige Jungfrau an jedem dreizehnten Tage der vergangenen vier Monate ins Irenental getragen hat. Alle diese Menschen, die das bis jetzt gesehen haben, können doch nicht geisteskrank sein? Man sieht dieses Wölkchen bei ganz klarem Verstande und mit kerngesunden Augen."

Diesen letzten Satz hatte Herr Markus sehr laut betont, und mit festem Blick auf die ehrwürdige Mutter gesprochen. Vielleicht wird sie jetzt weich. Womöglich brauche er ihr die Lektion doch nicht zu geben.

Herr Markus beobachtete die ehrwürdige Mutter scharf. Die aber schaute ganz ruhig zum Fester hinaus. Und das ärgerte den Pfarrer wieder einmal. So eine Stolze!, dachte er sich. Und dann begann er mit seiner Lektion:

„Sehen Sie, Schwester Augustina, die heilige Gottesmutter hat tausend Gründe, zu uns auf Erden zu kommen. Auch zu uns, die wir im geistlichen Stande leben. Wir alle müssen Buße tun, denn uns allen fehlt die Demut. Wenn ich etwas zu sagen hätte, Schwester Augustina, dann müßte jede Oberin zum Beispiel gleich nach ihrer Amtszeit drei Jahre lang in die Waschküche, und dann noch zwei Jahre lang in die Küche, zum Kartoffelschälen."

„Dürfte ich Sie wohl bitten, meinen Schwestern kein Aergernis zu geben? Sonst müßte ich mich an Ihren Vorgesetzten, an den hochwürdigen Herrn Generalvikar, wenden."

Nach diesen Worten ging Mutter Maria Judah zum anderen Fenster hinüber und schaute hinaus.

Des Herrn Markus Backen blähten sich, und seine Blicke sprühten Blitze. Eine ganze Minute lang kämpfte er mit sich. Er sah gar nicht einmal die Gesichter, die die zwei anderen Schwestern machten. Schwester Augustina lächelte verlegen, dem jungen Schwesterchen liefen die Tränen von den Wangen.

Herr Markus begann seine Papiere, sein Brevier, Buch und Regenschirm zusammenzukramen, und an der nächsten Station verließ er das Abteil. Er ärgerte sich schwer. Er ärgerte sich über die ehrwürdige Mutter, mehr noch aber über sich selbst. Daß er sich auch so weit vergessen konnte! So eine Schande. Er, ein alter, erfahrener Priester, Pfarrer von Fatima, heruntergeputzt vor einer ganz jungen Schwester von einer Nonne!

Grimmig saß er auf seiner Bank, bis seine Station kam.

Er stieg aus und machte sich sofort auf den Weg zum Pfarrhaus des hochwürdign Herrn Manuels. Dort zog er den langen Strick der Türglocke und wartete.

Des Herrn Manuels Wirschafterin öffnete. Herr Markus sah sofort, daß sie verweinte Augen hatte. Es wurde ihm sehr unangenehm zumute und das Ahnen schlimmer Geschichten stieg in ihm auf.

„Was ist denn los, Katharina?", fragte er mit halblauter Stimme.

„Kommen Sie herein, Herr Pfarrer. Ich bin ja so froh, daß Sie gekommen sind. Der Herr Manuel ist nicht zu Hause. Er ist gleich nach dem Mittagessen fortgefahren."

Die alte Katharina konnte ihre Tränen nicht mehr halten. Sie schob sich die Schürze vors Gesicht und schritt schluchzend ins Haus hinein.

Herr Markus stapfte hinterher. Am liebsten hätte er Kehrt gemacht und wäre zurück zum Bahnhof gelaufen. Weibertränen machten ihn immer so hilfslos. Ja, und der Mensch ist nicht ganz so mutig wie er es sagt, wenn er sich plötzlich vor unerwarteten Bitterkeiten stehen sieht. Es gibt ja solche, die sofort mit Mund und mit beiden Händen zupacken, wenn irgendwo etwas schief geht. Zu denen gehörte der Herr Markus jedoch ganz und gar nicht. Er wußte, daß vieles gewöhnlich noch viel schiefer geht, wenn man blindlings angreift. „Ueberlegen, überlegen, bevor man handelt", belehrte er stets. Er selbst hatte allerdings seine Schwierigkeiten mit diesem Ueberlegen. Nichts war ihm wohl schwerer im Leben als die Augenblicke, in denen ihn neue Sorgen anglotzten. O, wie er diese ersten Augenblicke der Erkenntnis haßte! Da wurde es ihm bitter im Munde, und sein ganzes Innere schrie: „Pfarrer Markus, mach, daß du fortkommst!" Sehr oft machte er es auch so. Er bog und wand sich, wenn Leute zu ihm kamen, um einen Rechtsstreit zu entscheiden, er verschob unangenehme Briefe bis zur allerletzten Minute, er machte sogar sehr sehr kurz, wenn er irgendwohin mußte, um zu trösten — obwohl ihm das Herz allemal voll des Mitjammers war.

Hier beim Herrn Manuel war also auch wieder etwas los. Dem Pfarrer von Fatima trommelte es nur so im Kopfe. Als wenn er nicht schon der Fatimasorgen genug hätte.

Sich mit dem behaarten Rücken seiner großen Hand über den Mund wischend schaute Herr Markus fragend auf die Wirtschafterin.

„Gestern kam ein Brief, Herr Pfarrer. Er kam vom hochwürdigen Herrn Generalvikar, das ist alles, was ich von diesem Briefe weiß. Herr Manuel war sehr aufgebracht. Die ganze Nacht ist er hier im Hause herumgelaufen. Und heute hat er kein einziges Wort mit mir gesprochen. Gleich nach dem Mittagessen ist er ohne Gruß davongefahren."

„Vielleicht weiß jemand in der Gemeinde, wohin er gefahren ist?", fragte Herr Markus vorsichtig.

„Ich weiß nicht", schluchzte die alte Katharina zurück.

Herr Markus zupfte sich das Ohr. Er wußte sich wirklich keinen Rat. Der Brief vom Generalvikar, was der nur für Botschaft gebracht hat? Und was der hochwürdige Herr Manuel nur wohl wieder im Sinne hat?

„Ich werde einmal nachfragen. Vielleicht weiß doch jemand, wo der Herr Manuel ist", meinte er nach einer Weile ganz unbeholfen. Daß das Nachfragen zwecklos sei, wußte er ja. Er kannte den Herrn Manuel. Der vertraute sich nur sehr wenigen an und eine seiner Haupteigenarten bestand darin, ganz mit sich allein zu bleiben, wenn es um größere Entscheidungen ging. Da frug er nicht um Rat, da sprach er kaum, da ging er blindlings voran. Etwas mußte Herr Markus aber doch sagen, um hier heraus zu kommen. Und so sagte er der weinenden Katharina einfach, er wolle Nachfrage nach dem hochwürdigen Herrn Manuel halten.

Polternden Schrittes verließ der Pfarrer von Fatima das Haus.

„Wohin jetzt nur?, fragte er sich, als er auf der Straße war.

Ueberlegend schritt er dem Bahnhofe zu. Sollte er vielleicht zum hochwürdigen Erzpriester, zum Herrn Faustino, fahren, um mit ihm die Sache zu besprechen? Das wäre wohl das beste. Oder sollte er lieber ein paar Tage warten, bis er mit dem Erzpriester spräche? Es könnte ja möglich sein, daß des Herrn Manuels plötzliche Reise ganz unschuldiger Natur sei. Warum dann wohl unnötigen Staub beim Erzpriester aufwühlen? Der Herr Manuel war dort schon so wie so schwarz angeschrieben. Der Herr Erzpriester war ja ein heiligmäßiger Mann, er war aber auch des Herrn Manuels unmittelbarer Vorgesetzter, und als solcher war er in der Erfüllung seiner Pflichten sehr genau.

Herr Markus war doch gekommen, um seinem jüngeren Mitbruder Herz und Freundschaft zu zeigen. Und dabei wollte er bleiben. Darum wird er also heute noch nicht zum Herrn Erzpriester reisen. Er wird schön nach Hause, nach Fatima, fahren, und dort wird er abwarten, wie sich die Reise des Herrn Manuels abwickeln wird.

Nachdem der Herr Markus einmal diesen Entschluß gefaßt hatte, begann er sicherer dahin zu schreiten. Am Bahnhof mußte er leider erfahren, daß heute kein Zug mehr zur nächsten Station Fatimas fahre. Es sei jedoch in einer halben Stunde ein Zug da, der bis zur Nachbarstadt fahre. Dort müße der Herr Markus übernachten, denn erst am nächsten Morgen sei von dort aus Anschluß zur Weiterfahrt.

Herr Markus dachte nicht lange nach. Hier konnte er nicht bleiben. Die alte Katharina hätte ihm zu viel vorgejammert, und weinende Weiber bringen den Mann um jedes Denken. Herr Markus entschloß sich also, heute noch zu fahren. In der Nachbarstadt war ein großes Kloster der Schwestern von der heiligen Dorothea. Herr Markus erinnerte sich, daß die guten Schwestern im Garten ihres Klosters ein schönes Priesterhaus hatten. Wenigstens drei Priester konnten dort wohnen, und es war nur einer dort, ein alter, ehrwürdiger Herr, der den frommen Schwestern als Kaplan diente.

Herr Markus setzte sich auf die alte Holzbank der Station nieder und wartete auf den Zug. Er wurde hungrig. Die neue Sorge um den Herrn Manuel hatte ihm jedoch alle Eßlust genommen. Herr Markus dachte hin, und er dachte her, es half aber nichts. Ueberall sah er Sorgen um seinen jüngeren Mitbruder.

Was der Generalvikar wohl geschrieben haben konnte? Was der Herr Manuel nur wohl im Sinne hat? Vielleicht ist er gar nach Lissabon, zum Generalvikar, gefahren? Herr Manuel ist aber doch mit einem Fuhrwerk gefahren, hatte die alte Katharina ihm erzählt. Und nach Lissabon hatte er von hier direkten Eisenbahnanschluß. So eine weite Reise macht man nicht mit einem Fuhrwerk.

Der Zug kam, und Herr Markus stieg ein. Die Reise dauerte etwas über eine halbe Stunde. Zehn Minuten später stand Herr Markus vor der Pforte des großen Schwesternklosters von der heiligen Dorothea. Er zog den Glockenstrick und wartete.

Die Schwester Pförtnerin steckte das Gesicht durch das kleine Schiebefenster. Als sie den Priester sah, schlug sie das Schiebefensterchen hastig zu. Herr Markus hörte sie zur Tür eilen und mit den Schlüsseln rasseln.

„Gott grüße Sie, Hochwürden", knickste das alte Schwesterchen, das dem Priester weit und ehrfürchtig die Pforte öffnete.

Herr Markus nickte lächelnd. Diese Schwestern Pförtnerinnen, wie auch alle Schwestern Wäscherinnen, Fegerinnen und Gärtnerinnen mit den zerstochenen, zerschnittenen, kurznägligen Fingern und den demütig schüchternen oder ehrfürchtig freundlichen Augen machten ihm immer Freude. Manche, das wußte er zwar genau, waren nicht alle Stunden des Tages so, wie sie sich ihm vorstellten. Manche von ihnen konnten sehr griesgrämig und knurrig sein, wenn sie allein waren. Das kam aber nicht vom Heiligen Geiste. Genau so wie das freie Sprechen oder das so überaus wichtige Vorbeilaufen der sogenannten Chorschwestern, der Schwestern Lehrerinnen, Pflegerinnen und Verwalterinnen, nicht vom Heiligen Geiste kommt.

Herr Markus war jedoch ein erfahrener Mann. Nonnen sind halt auch Menschen, die ihre Plage mit der Welt und ihren Versuchungen haben. Kommt auch nicht aller Glitzglanz der Welt in ein Schwesternkloster, der Stolz weiß sich immer irgendwie hineinzuschleichen, und die Töchter Evas haben kein leichtes Spiel, ihn außerhalb des Hauses der Demut zu halten.

„Die Söhne Adams auch nicht!", seufzte Herr Markus allemal, wenn ihm derartige Schwestergedanken kamen. Darum verzieh er den Schwestern, denen die heilige Regel mit den sogenannten wichtigeren Arbeiten des Konventes betraute, immer wieder, wenn sie an ihm, dem einfachen Landpriester, so eilig und nur halbgrüßend vorüberrauschten.

Die Schwester Pförtnerin führte den Herrn Markus schwätzend ins Besuchszimmer.

„Ich werde Sie der ehrwürdigen Mutter Oberin melden, Hochwürden. Setzen Sie sich nur, bitte. Sie wollen doch übernacht bei uns bleiben? Wir haben Platz für Sie, ein sehr schönes Zimmer, Hochwürden."'

Lächelnd schlüpfte sie zur Tür hinaus.

Herr Markus ließ sich auf einen der steifen Stühle nieder. Vor ihm, auf dem mit schön gestickter Decke gedecktem Tischlein, lag ein großes Buch, dessen Aufschrift verkündete, daß es vom Leben der sehr heiligen Ordensmutter Dorothea erzähle.

Herr Markus rührte das Buch garnicht an. Er schaute auf die vielen Pflanzen, die auf den Fensterbänken und auf geflochtenen Ständern im Besuchszimmer standen. Die größten Pflanzen mit den dicksten Blättern standen vor einer Statue der heiligen Dorothea. Herr Markus wußte sofort, daß jene Gipsfigur dort die heilige Dorothea darstelle, denn unter der Statue waren goldene, aus hartem Papier geschnittene Buchstaben, umramt von vielen gemalten Blumen, die ganz fromm sagten: „Heilige Mutter Dorothea, bitte für uns!"

Herr Markus dachte gerade, was man eigentlich in keinem Schwesternhause denken sollte, besonders nicht, wenn man Gastfreundschaft erwartet: „Echte Weiberarbeit!", als sich die Tür öffnete.

Dem Herrn Markus wurde es heiß und kalt. Vor ihm stand die ehrwürdige Mutter Maria Judah!

Stumm, fast streng, schaute ihm die große Nonne in die Augen. Herr Markus wußte wirklich nicht, was er sagen solle.

„Sind Sie gekommen, den hochwürdigen Herrn Manuel Sascao zu suchen?", fragte Mutter Maria Judah kurz.

Herr Markus raffte sich auf. Er war doch ein Mann von Reife und Würde, konnte sich doch hier nicht wie ein Schulbube behandeln lassen. Er erhob sich und machte ein ebenso ernstes Gesicht wie das der Mutter Oberin war.

„Der Herr Manuel ist hier gewesen. Vor zwei Stunden ist er fortgefahren. Wohin, das weiß ich nicht", sprach Mutter Maria Judah weiter.

Herr Markus hatte nun keine Maske mehr über sein Gesicht gezogen. Jetzt wurde er ganz wirklich ernst:

„Der hochwürdige Herr Manuel war hier? Ist er wieder nach Hause gefahren?,' fragte er.

„Er ist nicht nach Hause gefahren", entgegnete Mutter Maria Judah.

„Setzen Sie sich bitte", fügte sie kurz hinzu. Sie selbst ließ sich auf den Stuhl gleich neben der Tür nieder. Ihre Hände legte sie sich gefaltet in den Schoß. Ob der Herr Markus ihrer Einladung folgen werde oder nicht, darauf schien sie nicht zu achten.

„Der Herr Manuel war hier und hat mir von seiner Abberufung erzählt", sprach sie wiederum.

„Von was für einer Abberufung?", fragte Herr Manuel erstaunt.

„Sie wissen es nicht? Herr Manuel hat gestern vom hochwürdigen Herrn Generalvikar den Befehl erhalten, seine Pfarrei gleich nach dem nächsten Sonntag zu verlassen. Ein anderer Priester wird seine Gemeinde übernehmen. Wer, das hat der hochwürdige Herr Generalvikar nicht geschrieben. Herr Manuel soll nach Lissabon kommen. Man erwartet ihn in der erzbischöflichen Kanzlei."

Dem Herrn Markus lief es kalt über den Rücken.

„Hat im Brief etwas von einer neuen Pfarrei für den Herrn Manuel gestanden?", fragte er nach einer Weile.

Mutter Maria Judah schüttelte den Kopf. Sie sagte etwas scharf:

„Der hochwürdige Herr Manuel fühlt sich sehr ungerecht behandelt. Dem ganzen Wortlaut des Briefes nach

wird er vorläufig wohl keine Gemeinde bekommen. Und Sie kennen den hochwürdigen Herrn Manuel, Herr Pfarrer, der beugt sich keiner Ungerechtigkeit."

Herr Markus, der sich gerade setzen wollte, fuhr wie von einer Nadel gestochen in die Höhe:

„Was meinen Sie damit, ehrwürdige Mutter, hat der Herr Manuel etwa gesagt . . . "

„Man verfährt viel zu streng mit dem Herrn Manuel", fuhr Mutter Maria Judah dem Herrn Markus in den Satz, „viel zu streng. Der Herr Manuel hat sein Möglichstes getan, die Kirche des Herrn vor dem Aberglauben von Fatima zu beschützen. Das war seine Pflicht und sein Recht. Warum behandelt man ihn jetzt wie einen treulosen Priester? Etwa der Lügen der Regierungszeitungen wegen? Hält man es in Lissabon etwa mit der Regierung?"

Herr Markus schaute der Oberin lange in die Augen.

„Schwester", sagte er dann mit einer Strenge, die großen Einfluß auf die ehrwürdige Mutter gehabt haben mußte, denn Mutter Maria Judah erbleichte, „von der erzbischöflichen Kanzlei lassen wir unsere Finger, Sie und ich und auch der Herr Manuel. Wenn in Lissabon etwas entschieden wird, dann gibt es für uns kein Fragen nach Gerechtigkeit mehr, dann haben nur noch Demut und Gehorsam zu reden. Demut und Gehorsam, Schwester. — Wo ist der Herr Manuel?"

Mutter Maria Judah erhob sich.

„Wohin der hochwürdige Herr Manuel gefahren ist, weiß ich nicht. Er war hier und ich habe den Brief der erzbischöflichen Kanzlei gelesen. Ich habe ihm geraten, sich zu fügen. Ja, Herr Pfarrer, das habe ich getan, denn auch ich halte noch etwas auf Demut und auf den Gehorsam."

Mutter Maria Judah versuche zwar mit viel Würde zu sprechen, Herr Markus merkte jedoch all zu deutlich, daß es mit ihrer aufgebauschten Würde nicht mehr weit her war. Sie wurde weich. Sich langsam das behaarte Kinn reibend schaute er prüfend auf die ehrwürdige Mutter. Die Nonne senkte langsam das Haupt.

Stumm standen sich Herr Markus und die Oberin eine lange Weile lang gegenüber. Herr Markus sprach mit Absicht kein Wort. Die Schwester soll zuerst reden, dachte er sich. Und bevor sie wieder spricht, muß man ihr Zeit geben, das bessere Empfinden in ihr hochkommen zu lassen.

Der Pfarrer von Fatima hatte sich nicht getäuscht. Der ehrwürdigen Mutter Maria Judahs bessere Seite hatte bald gesiegt. Stotternd, fast verschämt sprach sie:

„Herr Manuel will sich nicht fügen, Herr Pfarrer. Er will seine Pfarrei wohl verlassen, weil er halt nichts anderes tun kann. Nach Lissabon will er nicht."

„Wo ist er denn jetzt?", fragte Herr Markus jetzt viel milder.

„Das weiß ich wirklich nicht, Herr Pfarrer. Er mag wohl selbst kaum gewußt haben, wohin er wolle, als er von hier fuhr."

„Schwester, besorgen Sie mir ein Fuhrwerk. Ich fahre sofort zurück. Er wird jetzt wohl ganz gewiß wieder zu Hause sein."

„Nein, Herr Pfarrer", entgegnete Mutter Maria Judah, „zu Hause ist der Herr Manuel heute nicht. Das glaube ich einfach nicht. Er war viel zu aufgeregt. Er hat mir erzählt, daß er es in seinem Hause nicht mehr aushalten könne."

„Besorgen Sie mir nur das Fuhrwerk, ehrwürdige Mutter", bestand Herr Markus. „Ich fahre doch. Man muß alles versuchen."

Mutter Maria dachte nach.

„Essen Sie zuerst Ihr Abendbrot, Herr Pfarrer", meinte sie. „Während Sie essen, werde ich das Fuhrwerk verschaffen."

Herr Markus sagte zu. Er ließ sich das Abendessen bringen, rührte es aber kaum an. Unruhig schaute er immer wieder zum Fenster hinaus.

Kurz darauf fuhr Herr Markus wieder denselben Weg zurück, den er gerade in der Eisenbahn gekommen war. Ueber zwei Stunden dauerte die Reise dieses Mal, und sie war ganz umsonst gemacht. Der Herr Manuel war nicht zu Hause, und er kam auch am nächsten Tage nicht.

Früh am nächsten Nachmittag setzte Herr Markus sich in den Zug und fuhr zurück nach Fatima.

(Fortsetzung folgt)